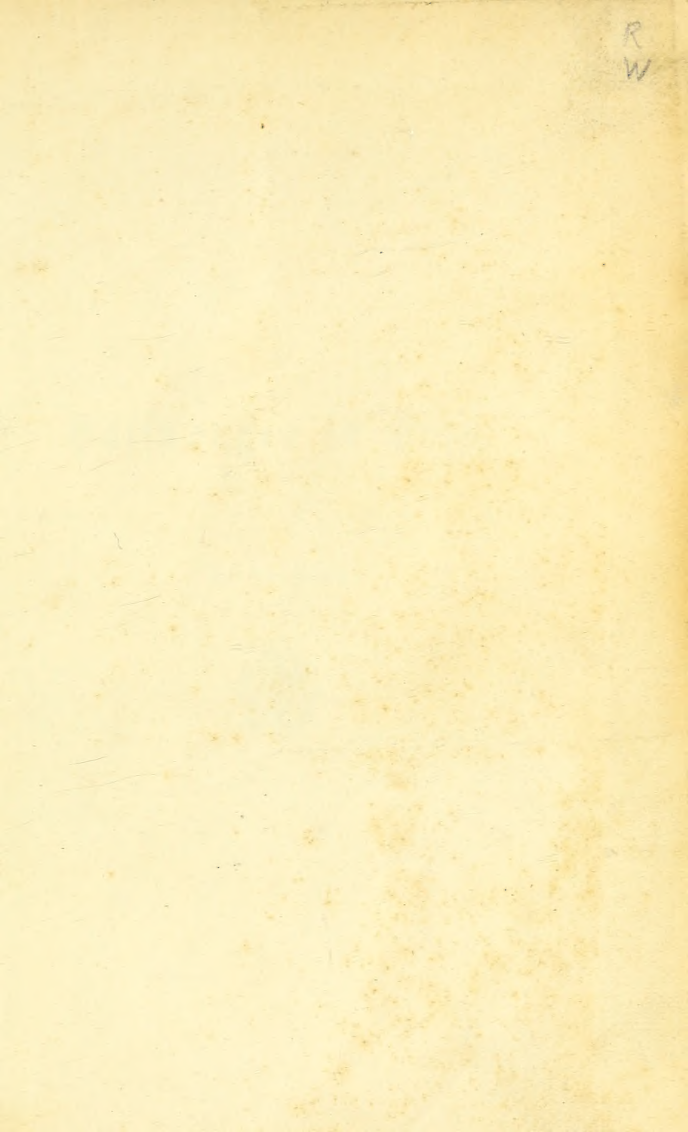






Hoffnungen in Peru.

Dritter Band.



Hoffnungen in Peru.

Ein Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Dritter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Erstes Kapitel.
Die Jagd mit dem Spürhund 7

Zweites Kapitel.
Im Forsthause 44

Drittes Kapitel.
Luz und Marquita 86

Viertes Kapitel.
Auf der hohen Cordillera 117

Fünftes Kapitel.
Die Befolgung eines guten Beispiels 165

Sechstes Kapitel.
Endlich! 200

1.
Die Jagd mit dem Spürhund.

Du warst in Gottes Hand die Waffe zu
Gerechter That — —

Shelley.

Wir haben Karl Dosel verlassen, wie er lauschend auf der Höhe des rechten Abhanges der Schlucht stehen geblieben war.

Ein einziges Mal nur ließ sich der Ruf des Geiers noch vernehmen, und jetzt, einmal aufmerksam gemacht, fand er, daß jener Laut, obgleich er sich nicht von der Stelle bewegt hatte, dennoch in größerer Nähe bei ihm erklungen war, als vorher.

Dieser Geier also, welcher ganz gegen die Gewohnheit seines Geschlechts stets auf der Erde fortlief, mußte zugleich, merkwürdiger Weise, denselben Weg eingeschlagen haben als er selbst, er mußte ihm gefolgt sein, und das zwar schon längere

Zeit, denn Karl Dosel erinnerte sich jetzt nicht ohne einiges Mißbehagen, den fatalen Ruf wohl schon vor einer Stunde gehört zu haben.

Er dachte daran, auf einen Baum zu steigen und sich umzusehen, denn da nicht selten lichte Stellen im Gehölz waren, so konnte er vielleicht auf diese Weise etwas von dem sonderbaren Vogel zu sehen bekommen. Aber er verwarf sogleich diesen Gedanken wieder, da ihn jener ohne Zweifel eher zu Gesicht bekommen würde, als er ihn.

Jetzt beschloß er abzubiegen von seiner bisher eingeschlagenen Richtung, und in die Schlucht hinabzusteigen. Sein Geschäft brachte es mit sich, daß er ein gewandter Kletterer war, und er hoffte leicht eine Stelle zu finden, an welcher er, war auch die Wand steil, hinabgelangen könnte. Dort, so hoffte er, würde man ihn vielleicht nicht suchen, da er am Morgen erst die Schlucht verlassen hätte; auch schien ihm unten im dichten Gebüsch leichter ein Versteck zu finden zu sein, als oben auf der Höhe.

Leise und behutsam schlich er dem Abhange zu, nicht mehr trällernd und pfeifend, oder nach den zerbrechlichen Zweigen der Tupa schlagend, sondern vorsichtig wie eine Katze, und obgleich so rasch wie möglich, doch die weichen oder sandigen

Stellen des Bodens vermeidend und, war das durchaus nicht thunlich, rückwärts oder seitwärts auftretend, andere Stellen überspringend, kurz, nach Kräften bemüht, seine Fährte möglichst zweifelhaft zu machen.

Auf diese Weise war er bis an den Abhang gekommen, das heißt an eine Stelle, wo die zur Sohle des Thales führende felsige Wand ziemlich steil abfiel; ehe er aber an den Rand des Abhanges trat, um hinab zu klettern, blieb er hinter einme Strauche stehen, um sich, wie man in der Jägersprache sagt, zu verhoffen, das heißt, noch gedeckt und verborgen zu spähen, ob sich draußen auf dem Terrain, das er betreten wollte, nichts Verdächtiges zeige.

Manche Arten von Wild pflegen es ganz eben so zu machen, ehe sie sich vom Walde auf's Feld begeben, und Karl Dosel hatte verständiger Weise dasselbe Verfahren eingeschlagen.

Eben wollte er hinter dem ihn bergenden Strauche hervortreten, als er plötzlich inne hielt und sich duckte.

„Teufel, wen haben wir dort!" sagte er dann halblaut, und nach kurzem Spähen fügte er hinzu: „Es ist der Schuft der Pablo, der ein zweites Pferd an der Hand führt."

Sein scharfes Auge hatte richtig den Genannten auf der linken Seite der Schlucht bemerkt und erkannt, obgleich sich jener, wie er selbst, durch Gebüsche möglichst gedeckt und verborgen hielt.

Er errieth auf gleiche Weise so ziemlich den Plan, den seine Verfolger ausgedacht hatten, um sich seiner zu versichern, obgleich er deren Anzahl nicht kannte, und begriff, daß man auf der einen Seite seiner Spur folgte, während man auf der andern wahrscheinlich nur eine Stelle abwarten wollte, an welcher man mit den Pferden hinübergelangen konnte, um ihn dann, da er unberitten war, mit leichter Mühe einzuholen und zu greifen.

„Bitte!" sagte er höhnisch.

Und dann wendete er sich und sprang flüchtigen Fußes, indem er einen Haken schlug, rückwärts, das heißt, der Weg, den er jetzt verfolgte, bildete einen spitzen Winkel mit der vorher eingehaltenen Richtung.

Die Gefahr, seinen Verfolgern in die Hände zu laufen, war nicht groß, da letztere doch stets noch eine ziemliche Strecke von ihm entfernt sein mußten, und dabei trug er, trotz seiner Eile, dennoch so wie vorhin Sorge, seine Spur möglichst zu verbergen oder durch Quersprünge die ihm Folgenden irre zu leiten.

Eine gewisse Zeit hindurch schienen die letzteren auch wirklich seine Fährte verloren zu haben. Dann aber kam es ihm vor, als höre er in weiter Ferne wieder den fatalen Geierschrei, doch war er noch nicht ganz im Klaren, ob er sich nicht getäuscht habe.

Aber derselbe Laut erscholl jetzt abermals, und zwar offenbar näher, so daß kein Zweifel mehr obwalten konnte, daß man, trotz seiner Vorsicht, dennoch wieder auf seiner Fährte und im eifrigen Verfolgen derselben begriffen sei.

„Die Hunde jagen mich wie einen Fuchs,“ dachte er; „weiß der Teufel, wie sie dazu kommen, heute so geschickt zu sein, während sie gestern so einfältig waren.“

Er lief indessen flüchtig weiter, der Richtung der sinkenden Sonne zu, welche in nicht mehr ferner Zeit verschwinden mußte, und er begann frischen Muth zu schöpfen, als er jetzt den Ruf des Geiers nicht mehr hörte, welcher vorher sich noch einige Male wiederholt hatte. Vielleicht, dachte er, hätten sie seine Spur dennoch verloren, und wäre es einmal Nacht, so hoffte er sich davonschleichen zu können.

Von Zeit zu Zeit stand er indessen still und horchte, und eilte dann, obgleich er nichts Verdächtiges wahrnahm, dennoch flüchtig wieder vorwärts.

Plötzlich aber, und als er eben wieder lauschend stehen geblieben war, erbleichte er.

Hufschlag! Zwar ferne noch, aber dennoch unverkennbar der Tritt von Pferden.

Pablo war also mit den Pferden glücklich über die Schlucht gekommen, und man jagte ihn jetzt zu Pferde.

Er war verloren, denn es schien ihm noch dazu, als würde der Wald jetzt immer lichter und lichter, und bald, floh er über eine Blöße, mußten ihn seine Verfolger erblicken.

Sich irgendwo zu verstecken, wäre auch eine Gelegenheit zur Hand gewesen, wagte er nicht. Die Leute, welche ihn heute verfolgten, waren schlauer, als die von gestern. Sie hätten ihn ohne Zweifel entdeckt.

Da gähnte plötzlich zu seinen Füßen ein Abgrund. Eine jener Felsenspalten, wie sie dort im Gebirge nicht selten gefunden werden, und die wahrscheinlich einem heftigen Erdbeben früherer Zeit ihre Entstehung verdanken, sind diese gleichwohl noch heutzutage dort so häufig, daß man Chile das Land der Erdbeben genannt hat.

Karl Dosel stand keuchend an der diesseitigen, ziemlich steil abfallenden Felswand.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, hinab zu

klimmen. Vielleicht; aber er war bereits ermüdet, und ein einziger Fehltritt hätte ihn hinabgestürzt und zerschmettert. Dann, wäre er aber auch glücklich auf die schmale Sohle der Schlucht gekommen und hätte eben so die nicht so abschüssige jenseitige Wand erstiegen, ohne Zweifel hätten die, welche seinen Fersen folgten, denselben Weg eingeschlagen und hätten drüben seine Verfolgung fortgesetzt, und das zwar mit frischen Kräften, da jene längere Zeit zu Pferde, während er auf seine Füße beschränkt war.

Er beschloß, sie irre zu führen, oder wenigstens den Versuch hierzu zu machen.

An einer Stelle des Abhanges, an welcher sich eine kleine Anhäufung von Sand und verwittertem Gestein befand, drückte er die Spur seiner Füße und Hände in das Erdreich, und schlug ein Stückchen eines scharfkantigen Felsenstücks ab, als sei er dort hinabgeklettert, und um seine Verfolger glauben zu machen, daß er den jenseitigen Abhang glücklich erreicht und von dort seine Flucht weiter fortgesetzt habe, band er in sein Taschentuch einen Stein und schleuderte es dorthin, als habe er es dort verloren.

Das weiße Tuch, ein Geschenk Heinrich's, war, trotzdem, daß eben die Sonne gesunken war, doch

noch deutlich sichtbar drüben auf dem dunklen Geröll, und ließen sie sich täuschen, und suchten seine Spur auf jenem Wege, so war er gerettet.

Vorläufig wenigstens!

In dem Zeitraum einer halben Minute waren alle diese Vorkehrungen getroffen, und der Flüchtling lief, jetzt wieder einen Haken schlagend, nach Süden, während er bisher die westliche Richtung eingehalten hatte.

Er vermuthete jetzt vollkommen richtig, daß nur zwei Männer auf seiner Spur wären, da er bei Pablo nur ein einziges Handpferd gesehen hatte, und auch der Hufschlag, so viel er beurtheilen konnte, kaum mehr als zwei Thiere anzeigte.

„Vielleicht bricht einer den Hals," dachte er, wenn er den Versuch macht, in jenes Loch hinabzusteigen, und höre ich, daß mir nur Einer folgt, so werde ich mir die Freiheit nehmen, auf den Mann zu warten."

Er lächelte grimmig bei diesem Gedanken und faßte nach dem Griff seines Messers.

Indessen hörte er, obgleich er mehrmals stehen blieb, lauschend und Athem schöpfend, doch jetzt keinen Pferdetritt mehr, und da auch die Dunkelheit mehr und mehr hereinbrach, fing er an langsamer zu gehen, zumal er fühlte, daß er ziem-

lich ermattet war, und daß sich ein heftiger Durst einzustellen begann.

„Wieder die alte Geschichte von gestern," sagte er, mit einem lästerlichen Fluche die geballte Faust gegen den Himmel hebend, doch war er eines-theils froh, daß er wenigstens für den Augenblick nicht mehr verfolgt wurde, und endlich setzte er sich nieder, um etwas auszuruhen.

Als er seine Wanderung wieder fortsetzte, hatte sich bereits die ganze Sternenpracht der südlichen Halbkugel am Himmel entfaltet, und mitten unter den großen und funkelnden Fixsternen jener Breiten war die leuchtende Pyramide des Zodiakal-lichts emporgestiegen mit ihrem sanften, milch-straßenähnlichen Scheine.

Jene Sternennächte kommen, bei vollkommen reinem Himmel, wohl unseren Mondnächten gleich, in welchen der Mond eben im ersten Viertel, oder halb voll ist, und Karl Dosel konnte daher sowohl die Kämme entfernter höherer Berge, als auch einzelne Bäume sich am Horizonte abgränzen sehen, und eben so war sein Weg hinreichend erhellt.

Plötzlich drang ein eigenthümliches, wenn gleich noch fernes Geräusch an sein Ohr, welches er sich nicht erklären konnte, und als er noch eine kleine Weile vorwärts geschritten war, begann auch der

Charakter der nächtlichen Landschaft sich auffallend zu verändern.

Wald und Buschwerk ward licht und lichter, immer mehr und mehr verschwindend, und nur noch hinter ihm, und zu seiner Rechten und Linken, aber in weiter Entfernung, zeichneten sich einzelne größere Baumstämme am Nachthimmel ab.

Obgleich er fast sicher war, nicht mehr verfolgt zu werden, so schritt er doch vorsichtig vorwärts, immer wieder still stehend und horchend, und jetzt, als jenes Geräusch stets zunahm, erkannte er es mit einem Male.

Es war die Brandung, und er befand sich in der Nähe des Meeres.

Und nun er dieses wußte, sah er auch die See vor sich liegen, dunkler als der Himmel, heller als die Küsten, welche er jetzt ebenfalls zum Theil erkennen konnte, und übergossen mit jenem eigenthümlichen Scheine, mit welchem wir sie in ähnlichen Nächten vom Lande aus erblicken, und von welchem wir nicht wissen, ob er von ihr selbst ausgeht, oder ob er ein schwacher Abglanz des Sternenheeres über ihr.

Das Donnern der Brandung hatte ihm den Schlüssel gegeben zu der Veränderung der Landschaft. Ein Sinn hatte den andern ergänzt.

Jetzt senkte sich der Boden, ziemlich abschüssig zwar, doch nicht so steil als mancher Abhang, welchen er schon hinabgeklettert, und er stieg über Geröll und verwittertes Gestein vorsichtig abwärts, der See zu.

Er hoffte Wasser zu finden, wenn es ihm möglich wäre, eine Strecke längs der Küste zu streifen, da kleine Bäche oder Quellen bisweilen von den Schluchten aus sich in's Meer ergießen.

Aber er fand plötzlich Besseres!

Unter ihm, wohl nicht fern vom Ufer der See, drang der schwache Schein eines Feuers zu ihm.

Menschen also!

Menschen, welche Brod und Wasser hatten, und welche seine Freunde werden würden, da er Geld bei sich trug.

Er eilte, so rasch er konnte, hinab, und fand sich jetzt an einer Stelle der Küste, wie in jener Gegend Chiles nicht selten vorkommen.

Die hohen und häufig steil in die See abfallenden Felsenwände, welche die Küste bilden, hatten sich hier zurückgezogen und eine Art Bucht geschaffen, in welche indessen das Wasser nicht gänzlich gedrungen war, sondern etwa die Hälfte des geschützten Winkels der Erde überlassen hatte.

Die Brandung, welche zu beiden Seiten der Bucht donnernd und brausend gegen die vorspringenden Felsen schlug, hatte sich hier in einen langen und schmalen Wellensaum verwandelt, der nur zu Zeiten der Springfluthen sich mauerähnlich thürmte, jetzt aber mit weißlichem Lichte als eine lange glänzende Linie gegen das Land andrang, dort sich verflachte, verschwand und die Küste im Dunkeln ließ, bis nach einiger Zeit die See ihr einen zweiten ähnlichen Gruß sendete.

Da der vom Wasser in Besitz genommene Theil der Bucht vor dem Winde, so ziemlich wenigstens, geschützt und die See dort verhältnißmäßig ruhig war, so hielten sich eine Menge kleiner Seethiere in der Bucht auf, welche kleineren Fischen zur Nahrung dienten, die sich in Folge dessen ebenfalls reichlich eingefunden hatten.

Da diese kleinen Fische aber mit besonderer Vorliebe ihrerseits wieder von größeren gespeist wurden, so waren auch von diesen letzteren eine bedeutende Anzahl vorhanden.

Die Krone der Schöpfung endlich, der Mensch, hier nicht das Weib allein, sondern beide Geschlechter der Species zusammen, genießt die kleinen Seethiere, in so fern sie nämlich schmackhaft, und

unter gleicher Bedingung die kleinen, so wie die großen Fische, und in Folge dieser Allseitigkeit, hatte auch er sich angesiedelt, auf seinem Elemente, das heißt auf dem Stückchen Erde, welches in jener Bucht vom Wasser respectirt wurde.

Mit anderen Worten: Ein Fischer hatte dort seine Hütte erbaut, und Karl Dosel näherte sich jetzt derselben, trotz seines Hungers und seines Durstes, vorsichtig und mit leisem Tritte, da er wußte, wie sehr die Welt im Argen liegt, und wie sehr man unter fremden Leuten sich in Acht nehmen müsse, um nicht zu Schaden zu kommen.

Merkwürdiger Weise wurde er, als er heranschlich, nicht von einem Rudel Hunde angefallen, während man in Chile darauf rechnen kann, in jedem, selbst in dem kleinsten Hause, wenigstens ein Dutzend kläffender Köter anzutreffen, und er konnte sich deshalb unbemerkt so nahe hinzuschleichen, daß es ihm möglich wurde, das Innere der Hütte zu überblicken, und da er nichts Verdächtiges bemerkte, trat er jetzt hörbar auf, und ging bis an die zum Eingang dienende Oeffnung, welche übrigens durch keine Thür verschlossen war.

Dort rief er die Bewohner an, und bat, der Landessitte gemäß, um Erlaubniß, eintreten zu dürfen.

Jetzt erst schienen ihn jene bemerkt zu haben, und nahmen ihn mit aller jener Gastlichkeit auf, wie solche allenthalben in Chile geübt wird, indem die beiden Männer nicht die mindeste Verwunderung zeigten über das Erscheinen des Fremden, und sich benahmen, als sei Karl ein täglicher, um diese Stunde bei ihnen zusprechender Gast; während die Frauen schweigend Anstalten zur Bewirthung desselben trafen, warfen sie gleichwohl verstohlene, neugierige Blicke auf ihn.

Die beiden Frauen waren Schwestern, von welchen die eine die Frau des jüngeren Mannes war, und der ältere Mann, dessen Vater, machte die Honneurs des Hauses.

„Verzeiht, Caballero,“ sagte er äußerst höflich, „daß wir eben heute nicht im Stande sind, Euch Wein vorsetzen zu können, aber zufällig ist uns unser Vorrath ausgegangen, und es wäre nicht möglich, heute noch welchen herbeizuschaffen, da bis zur nächsten menschlichen Wohnung wohl drei Leguas sind.“

Das Letzte war Karl Dosel nicht ganz unlieb zu hören, und während er gierig das Wasser trank und die getrockneten Fische verschlang, welche man ihm vorgesetzt hatte, besah er sich das Innere der gastfreundlichen Hütte näher.

Die gegen die See gekehrte Wand derselben war massiv von unbehauenen Steinen erbaut, scharfkantige Fragmente, wie die Felsen des Landes sie lieferten, und abgerundete Gesteinstrümmer, wie das Meer sie auswarf, bunt durcheinander zusammengefügt, wie es sich eben passen wollte.

Ein Fenster zum Ausguck auf die See war nicht angebracht.

Die Bewohner der Hütte verstanden ohne Zweifel die Sprache der alten Mutter Thetis, ohne ihre Züge beobachten zu müssen, und hatten jene Steinwand des Windes halber geschlossen gelassen, da dessen Eindringen nur von jener Seite her möglich war.

Die beiden Seitenwände und die Vorderwand waren leicht von Pfahlwerk und von Latten errichtet, und das Dach, so wie der Vorsprung desselben, gegen die Landseite hin, mit Reisig gedeckt, welches ohne Zweifel den Rauch hinaus und eben so gefällig den Regen herein ließ, wenn es letzterem je einmal einfallen sollte, sich in jene Bucht zu verirren.

Die Feuerstelle bestand aus einem, in der Mitte der Hütte in den Boden gegrabenen Loche, und fast eben so einfach war das übrige Hausgeräth beschaffen, Tische und Stühle, niedrig, als seien

sie für zehnjährige Kinder bestimmt,*) zwei Lager auf dem Boden, außen, im größern Raum, in einem Seitengemache eine Bettstelle, und eine vierte, ebenfalls auf der Erde angebrachte höchst einfache Lagerstätte.

Es war Karl äußerst gleichgültig, wie die Bewohner der Hütte sich in diese Lager vertheilt hatten, aber die Armuth derselben, welche aus alledem hervorging, beschäftigte ihn, in so fern dieselbe nämlich nutzbringend oder schädlich für ihn werden konnte.

Karl Dosel hatte seine eigene Vorstellung von der Art und Weise, wie seine Nebenmenschen handeln würden, welche, wie es wohl bisweilen auch bei anderen Individuen vorkommt, genau zusammenhing mit dem Bewußtsein, wie er selbst, unter gleichen Verhältnissen, sich benehmen würde.

Indem er also während des Essens höfliche,

*) Noch zur Zeit, als ich Chile besuchte, fand ich diese kleinen und niedrigen Stühlchen bei dem Landvolke fast noch allgemein, und wohl noch ziemlich häufig in den Städten. Zweck: unbekannt, und eben so, mir wenigstens, ob dieser Gebrauch von den Spaniern mit nach Südamerika gebracht worden ist, oder ob er von der indianischen früheren Bevölkerung auf die Eroberer übergegangen. Ersteres ist wohl wahrscheinlicher.

aber gleichgültige Worte mit seinen Wirthen wechselte, dachte er innerlich etwa Folgendes:

Diese Leute sind arm, sie wohnen entfernt von anderen Menschen, und es ist also außerordentlich wahrscheinlich, daß sie Dich, übernachtest Du bei ihnen, ausplündern, oder ermorden, zumal da Du ermüdet bist und Dein Schlaf ein äußerst fester sein wird. Du mußt also von hier fortzukommen suchen, denn Du wirst draußen unter freiem Himmel besser und sicherer schlafen als hier. Wie Du es anfängst, ihnen ein Pferd abzukaufen, und sie dabei dennoch auf den Gedanken bringst oder bei denselben läßt, als seist Du ein armer Teufel, das wird sich finden."

Da er wußte, daß man ihn schwerlich fragen werde, wer er sei, obgleich man sehr wahrscheinlich neugierig genug war, es zu erfahren, so begann er jetzt selbst die Ursache seines Hierherkommens zu berichten, und da man ihm jedenfalls den Ausländer anmerkte, so erzählte er eine ziemlich wahrscheinliche Geschichte, wie er auf einem Schiffe an die Küste gekommen, beim Verkauf von Waaren mit den Zollwächtern in Streit gerathen, einen derselben verwundet habe, und in Folge dessen gezwungen worden sei zu entfliehen.

Während seines unfreiwilligen Aufenthalts in

Valparaiso hatte er hinlängliche Gelegenheit gehabt, von seinen Mitgefangenen die Abenteuer der Schmuggler zu erfahren, die nicht selten waren zu jener Zeit, und zugleich waren ihm sehr wohl die Sympathien bekannt, welche stets zwischen Fischern und Küstenbewohnern und jenen Freihändlern bestehen, und er hoffte also gleiche Gefühle für sich zu erwecken, indem er deutlich genug durchblicken ließ, daß er selbst ähnliche Geschäfte betrieben, und schloß mit der Aeußerung, daß er gern seine letzten Realen, welche er besäße, hingeben wolle, wenn man ihm ein Pferd verkaufen würde.

Der flüchtige und eigenthümliche Blick, den die Bewohner der Hütte hier wechselten, entging ihm nicht, aber während er noch im Begriff war, denselben auf seine Weise zu deuten, sagte das Oberhaupt der Familie:

„Caballero, wir bedauern es aufrichtig, aber es ist uns unmöglich, Euch ein Pferd zu verkaufen, indem alle unsere Thiere sich auf der Weide befinden."

„Ist es Euch denn nicht möglich, eins derselben von der Weide zu holen," erwiederte der Flüchtling.

„Leider nein," versetzte der alte Fischer, „die Weiden sind weit, sehr weit von hier entfernt,

und es würde lange Zeit erfordern, ein Pferd von dort hierher zu bringen."

Karl besann sich einen Augenblick, dann sagte er entschlossen:

„Man bekommt ein mittelgutes Pferd für anderthalb Goldunzen. Mein ganzes Vermögen besteht in dreien. Ich gebe sie willig für ein Thier, nur daß ich jenen Bluthunden nicht in die Hände falle!"

„Sennor," sagte der Spanier stolz, „alle meine Pferde ständen Euch umsonst zu Gebote, wenn es möglich wäre eins herbeizuschaffen."

Aber jetzt rief die junge Frau, welche Mitleiden mit dem Verfolgten empfand:

„Ach Vater, sagt doch dem Herrn die Wahrheit. Wir haben keine Pferde, denn — wir haben erst vor einigen Tagen die ganze Heerde verkauft."

„So ist es," versetzte der Alte mit Würde und vollkommen beruhigt, obgleich er bei den ersten Worten seiner Schwiegertochter finster dareingeblickt.

Die Wahrheit war, daß Karl Dosel in das merkwürdigste Haus der ganzen Westküste gekommen war, in ein Haus, in welchem man wirklich keine Hunde und keine Pferde besaß, obgleich man die letzteren keineswegs verkauft hatte. Aber er glaubte dies nicht.

„Sie wollen Dich abkehlen," dachte er, „und sollte dies auch nicht der Fall sein, so kommt morgen jedenfalls dieser Pablo und der andere Schurke, der ihn begleitet, hierher, und Du bist verloren, denn bei Tagesanbruch werden sie wieder auf Deine Spur kommen, die sie gestern so gut zu verfolgen wußten."

Dann überlegte er, dumpf vor sich hinbrütend, was zu thun sei.

Endlich sagte er:

„Wenn Ihr mir kein Pferd schaffen könnt, so ist es Euch vielleicht doch möglich, mich zu Boot an eine andere Stelle der Küste zu bringen, vielleicht in die Nähe eines Ortes, wo es mir möglich ist, ein Pferd zu erhalten."

Innerlich dachte er, daß es ihm leichter sein würde, sich auf dem Boote wach zu halten, als in der Hütte, und daß jedenfalls dort nur Zwei gegen ihn wären, während hier auch die beiden Frauen zu rechnen seien, denn er kannte von Europa aus die thätige Mitwirkung der Weiber in ähnlichen Fällen.

Er war daher überrascht, als der alte Fischer ihn fragte, ob er rudern könne, und als er dies auf's Gerathewohl bejahte, ganz ruhig sagte:

„In diesem Falle können wir Euch fortbringen,

denn Ihr werdet meinem Sohne rudern helfen, während ich hier zurückbleibe."

„Und warum wollt Ihr nicht zu Zweien das Boot führen?" fragte Karl Dosel.

„Weil," erwiederte der Fischer, „weil ich selbst fürchte, daß jene schuftigen Zollwächter morgen hierher kommen werden, um Euch zu suchen, und für diesen Fall zum Schutz der Frauen hier bleiben will."

Der unter Gaunern aufgewachsene Flüchtling begriff nicht die Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit seiner Wirthe, sondern befürchtete irgend eine Falle, er nahm sich daher vor, ungemein vorsichtig und stets auf seiner Hut zu sein, äußerte aber, daß er bereit sei, sogleich aufzubrechen.

„Wie, Sennor," sagte der alte Fischer ganz verwundert, „jetzt wollt Ihr fort, nachdem Ihr den ganzen Tag gelaufen seid? Ich stehe Euch gut dafür, daß Eure Verfolger vor Tagesanbruch nicht hierher kommen werden, legt Euch daher zur Ruhe und schlaft ein paar Stunden. Wenn Ihr nach Mitternacht aufbrecht, habt Ihr eine gute Strecke vor jenen voraus, ganz abgesehen davon, daß sie hier kein Boot finden sollen, um Euch etwa zu verfolgen."

„So, so," dachte Dosel, „legt Euch zur

Ruhe! Ich werde mich hüten!" Mit fast spöttischem Tone sagte er indessen laut zum Alten:

„Doch nicht! ich bedarf nicht im Mindesten des Schlafes, und wünsche sogleich hinweggebracht zu werden."

„Ganz, wie Ihr beliebt, Snnor," versetzte der Alte, indem er sich höflich verbeugte, während sein Sohn schweigend die Hütte verließ, und nach kurzer Zeit zurückkehrte, um dem Gaste mitzutheilen, daß das Boot bereit sei.

Dieser letzte war einigermaßen befangen.

„Was muß ich Euch für das Boot zahlen," fragte er, während er sich anschickte zu gehen.

„Nichts," versetzte der Fischer kurz, „lebt wohl!"

Dann half er das Boot über das flache Wasser des Strandes hinüberschieben, und als es flott war, kehrte er in die Hütte zurück.

„Ave Maria purissima," sagte die junge Frau, „wie sonderbar hat der Fremde sich benommen, er hat gewiß etwas sehr Schlimmes begangen, vielleicht gar einen Mord."

Quien sabe?" war die Antwort des Alten, und dann löschte man in der Fischerhütte die noch glimmenden Kohlen, und legte sich zur Ruhe. —

Die Boote, deren sich ärmere Fischer an jenem

Theile der Küste bedienen, sind flache, aus einem Baumstamme gefertigte Fahrzeuge, sehr ähnlich den sogenannten „Einbäumen“ auf unseren bairischen Seen, und, wie es uns stets erschien, eine sehr an patriarchalische Zeiten erinnernde Einrichtung.

Dort an der chilenischen Küste werden sie bisweilen schon mit dem Doppelruder gelenkt, welches an der bolivianischen Küste ganz allgemein eingeführt ist, nebst einem Dinge, welches man kein Boot nennen kann, und ohne Zweifel deshalb Balze genannt hat, und welches aus zwei, aus Robbenfellen gefertigten Schläuchen besteht, welche man aufgeblasen hat, um mit gekreuzten Beinen, nach Art der Türken und der Schneider, auf denselben hockend, stundenweit hinaus in die See zu rudern.

Karl Dosel, welcher kaum je ein gewöhnliches Ruder gehandhabt, niemals aber ein Doppelruder zu Gesicht bekommen hatte, war im Anfang höchlich erstaunt über die Gewandtheit, mit welcher der junge Fischer dasselbe führte, als aber nach einiger Zeit derselbe ihm dieses lange und an den beiden Enden mit Ruderschaufeln versehene Ding reichte, um ihn im Rudern abzulösen, be-

nahm er sich so ungeschickt, daß der chilenische Einbaum nahe am Umschlagen war.

„Gebt her,“ sagte der Fischer lachend, „Ihr könnt das nicht, und ich komme schon ohne Euch aus. Wir kommen aber ein wenig später an den Ort, an welchen ich Euch bringen will.“

Schweigend von beiden Seiten ging jetzt die Fahrt weiter, und jetzt begann Karl zu fühlen, daß der Schlaf mit Macht über ihn hereinbrach.

Wer Hitze und Kälte, Hunger und Durst und das Entbehren des Schlafes in etwas höherem Grade auszustehen hatte, als es auf einem Spaziergange vor dem Essen, oder im Coupé des Dampfwagens der Fall ist, stimmt vielleicht mit uns dahin überein, daß das mehr oder minder leichtere Ertragen sehr hoher oder sehr niederer Temperatur sehr abhängig ist von der Individualität des betreffenden Subjectes, so zum Beispiel von der Stärke der Fettschicht, mit welcher die gütige Mutter Natur die Muskeln desselben umgeben hat.

Was Hunger und Durst betrifft, so ist man, wie ich glaube, einig, daß der letztere schwerer zu ertragen ist als der erstere.

Hinsichtlich des Schlafes aber weiß fast Jedermann, daß dessen Entbehren peinlicher ist als

Hitze und Kälte, Hunger und Durst, und daß es kaum möglich ist, dem Einschlafen zu widerstehen, wenn man nach großer körperlicher Anstrengung sich in sitzender oder liegender Stellung befindet.

Karl Dosel, welcher halb ausgestreckt im Boote lag, stand daher arge Qualen aus, während er gegen die mehr und mehr über ihn kommende Schläfrigkeit ankämpfte. Er widerstand aber dennoch, und obgleich ihm bisweilen die Augen zufielen und seine Sinne sich zu verwirren begannen, raffte er sich dennoch stets wieder auf.

Endlich graute der Tag, und als die Sonne erschienen war, lenkte der Fischer das Boot in eine kleine felsige Bucht, und bedeutete ihm, daß das Ziel ihrer Fahrt erreicht sei. Dann beschrieb er ihm die Richtung, welche er einzuschlagen habe, um in wenigen Stunden ein kleines Dorf zu erreichen, in welchem er Pferde nach Belieben kaufen könne, und verließ ihn nach kurzem Gruß.

Karl Dosel beobachtete ihn, versteckt hinter einem Felsen, bis sein Boot fast verschwunden war, und hierauf taumelte er fast mehr, als er ging, zurück in die Felsengruppen der kleinen Bucht.

Jetzt, da er sich vollständig sicher fühlte, wurde sein Verlangen nach Schlaf unwiderstehlich.

Das Unrecht, was er den armen Fischern gethan hatte mit seinem Verdacht, kam ihm nicht in den Sinn.

Aber er dachte daran, daß er in zwei Tagen schon sich in Santjago befinden könne, und in eben so viel Wochen vielleicht schon auf dem Wege nach Peru.

Und dann die Erbschaft, die Millionen!

Mit diesen Gedanken warf er sich neben einem Felsenstück auf die Erde, und schlief nach einigen Secunden bereits einen todtenähnlichen Schlaf. —

Sehen wir jetzt ein wenig nach Pablo und Gomez.

Als die Beiden an die Schlucht gekommen waren, von welcher aus ihr Wild den zweiten Haken geschlagen hatte, hielten sie still.

„Hier," rief Pablo eifrig, „hier ist er hinübergeklettert, da sieht man die Spur seiner Füße, und selbst den Abdruck seiner Hand, als er sich anhielt, um sich hinabzulassen.

Pablo war vom Pferde gesprungen, und verfolgte seine Untersuchungen mit der größten Sorgfalt, während Gomez ruhig im Sattel blieb und nicht das mindeste Interesse an den Entdeckungen seines Kameraden zeigte.

„Valga me dios!" rief endlich Pablo, „Mensch,

bist Du von Stein! Wir haben da die deutlichste Spur des Schurken, und Du rührst und regst Dich nicht!"

Fast alle Indianer haben die Gewohnheit, einer heftigen Rede eine außerordentliche, häufig wohl nur erkünstelte Ruhe entgegenzustellen.

Ohne daher vom Pferde zu steigen, ja selbst ohne ein Wort zu sprechen, oder auch nur eine Miene zu verziehen, zeigte Gomez auf die Stelle der Felsenkante, von welcher Karl Dosel ein Stückchen abgeschlagen hatte, und hernach auf das weiße, von ihm auf die andere Seite des Abhanges geworfene Taschentuch.

„Also," sagte Pablo heftig, „also! Da drüben ist er, und wir müssen ebenfalls hinüber, und ich will sogleich hinuntersteigen, während Du eine Stelle suchst, um mit den Pferden mir nachzukommen."

„Du wirst nicht hinuntersteigen," sagte Gomez mit großer Ruhe, „denn Du würdest unbedingt den Hals brechen, und der Mann, den wir suchen, befindet sich eben so wenig da drüben. Aber er will, daß wir das glauben sollen, und hat deshalb hier ein Stückchen Stein abgeschlagen und sein Tuch dort hinübergeworfen."

„Nun," erwiederte Pablo, halb irre gemacht und halb ärgerlich, „wo ist er denn sonst?"

„Wer kann das wissen," versetzte der Araukaner mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit. „Er kann allenthalben sein, nur nicht dort, jenseit der Schlucht. Aber der Boden ist hier felsig, und da es bereits ziemlich dunkel ist, so kann ich jetzt seine Spur nicht weiter verfolgen."

„Aber ich will das thun," sprach Pablo, indem er die Ruhe des Araukaners nachäffte, und will die paar Minuten noch benutzen, ehe die Dunkelheit vollständig einbricht, um eine Stelle aufzusuchen, an welcher wir mit den Pferden hinüberkommen können."

„Gut," versetzte Gomez, „so werden wir hier wenigstens seine Spur nicht verwischen, und werden sie morgen, wenn wir drüben nichts gefunden haben, hier desto sicherer entdecken."

Er folgte jetzt Pablo, welcher auf gut Glück längs der Schlucht in der Richtung gegen das Meer zu hinjagte, und endlich wirklich eine Stelle auffand, an welcher ein chilenisches Pferd, und vielleicht auch eine Katze, hinüberkommen konnte, und nachdem dies geschehen war, eilte er auf der jenseitigen Seite mehrmals auf und nieder, ohne jedoch begreiflicherweise irgend eine Spur zu finden.

Gomez sprach keine Silbe, und endlich wendete

Pablo ärgerlich sein Pferd, und ritt eine Zeit lang auf's Gerathewohl in das Gehölz, bis er endlich anhielt und sagte:

„Hier wollen wir bleiben, und finden wir morgen keine Fährte, so wenden wir in's Teufelsnamen um, und suchen drüben.“

Gomez nickte zustimmend, und man traf Anstalten zur Nachtruhe, indem man die Pelzdecken des Sattels auf die Erde breitete, sich auf dieselben lagerte und von dem in den Satteltaschen befindlichen Vorrathe ein frugales Mahl hielt.

Die Pferde überläßt man bei solchen Gelegenheiten meist sich selbst, damit sie sich ihr Futter suchen können. Sie verlaufen sich fast nie, und bleiben, schlägt man zum ersten Mal irgendwo ein Lager auf, fast immer in nächster Nähe ihres Herrn. Wohl aber gehen sie, übernachtet man längere Zeit stets an derselben Stelle, in den folgenden Nächten weiter ab vom Lagerplatze, und man pflegt sie dann bisweilen, um dies zu verhindern, mit dem Lasso anzuhängen.

Als Pablo, eingehüllt in seine Felle, am andern Morgen erwachte, fand er, daß der Tag bereits im Anbrechen war, und da es ihm jetzt wahrscheinlich wurde, daß Gomez gestern doch nicht unrecht gehabt haben könnte, beschloß er, sich heute

3*

gänzlich dessen Führung zu überlassen. Als er sich aber jetzt nach diesem umsah, fand er seine Lagerstelle leer.

Er schloß so ziemlich richtig, daß Jener sich aufgemacht haben würde, um mit dem ersten Grauen des Tages die Gegend zu durchspüren, und wirklich sah er ihn jetzt zwischen den Gesträuchen herankommen, und als er sich in seiner Nähe befand, sagte er mit großer Ruhe:

„Wir haben ihn."

Pablo war im andern Augenblicke auf den Beinen.

„Also hatte ich doch recht," rief er überrascht; „er kletterte über die Schlucht, und steckt irgendwo hier verborgen."

Gomez schüttelte verneinend das Haupt:

„Ich hatte recht, aber Du bist die Ursache, daß wir ihn haben."

Er gab keine Antwort mehr auf weitere Fragen Pablo's, sondern führte ihn eine Strecke schweigend mit sich fort, und jetzt hörte dieser plötzlich, tief unter sich, die Brandung gegen die Felsen schlagen, und bald darauf sah er die See vor sich.

Sie hatte den röthlich grauen Farbenton, den sie meist in jenen Breiten kurz vor Aufgang der Sonne zu zeigen pflegt, und einzelne, fast

gleich gefärbte Nebelstreifen hatten sich auf ihr gelagert.

Gomez zeigte auf einen solchen, und in der That sah Pablo jetzt einen dunklen Gegenstand aus dem Nebel hervorkommen und sich in der Richtung der Küste fortbewegen.

„Ein Boot,“ sagte er endlich.

„Ja,“ erwiederte Gomez, „ein Boot, und in demselben befindet sich unser Mann.“

„Und das siehst Du?“ versetzte etwas zweifelnd Pablo.

„Welches Ruder gebraucht der Mann, der das Boot führt?“ fragte Gomez dagegen.

Pablo hielt die Hand über die Augen und sagte nach einiger Zeit:

„Ein Doppelruder, glaube ich.“

„Wenn Du das siehst, so wirst Du mir wohl glauben, daß ich den, welchen wir suchen, so gut erkenne wie Dich, und daß ich die Knöpfe seiner Jacke zählen wollte.“

Wir lassen es dahingestellt sein, ob dies seine vollkommene Richtigkeit hatte, aber wir begleiten die Beiden, welche sich jetzt eifrig an die Verfolgung, oder besser an die Beobachtung des Flüchtlings machten.

Aehnlich, wie es gestern der Fall war, führte

Pablo, der rasch sein Pferd in Stand gesetzt hatte, das seines Kameraden an der Hand, und ritt, gedeckt durch das Gebüsch, dahin, freilich oft auf Pfaden, die ein Europäer kaum zu Fuße zu betreten für möglich gehalten hätte, und während dessen verfolgte Gomez, längs dem Rande der Felsen hinstreichend, das Boot mit den Augen, indem er Sorge trug, von den in demselben Befindlichen nicht gesehen zu werden.

Man hatte sich verabredet, daß Gomez, bedürfe er seines Pferdes oder der Hülfe Pablo's, den uns bekannten Geierschrei, zweimal rasch hinter einander, ausstoßen sollte.

Indessen schien der Erstere seines Gefährten durchaus nicht zu bedürfen, ja er sah sich nicht einmal nach ihm um, sondern hatte nur das Boot im Auge, sprang einmal in mächtigen Sätzen längs des felsigen Abhangs dahin, warf sich dann wieder plötzlich auf die Erde, vorsichtig hinunterlugend auf die See; auf einmal aber war er gänzlich verschwunden.

Pablo stieg ab und näherte sich behutsam der Küste; aber er konnte keine Spur von Gomez entdecken, und eben so wenig sah er mehr das Boot, welches ohne Zweifel der Küste näher gekommen war, und da er, um von den Leuten im Boote

nicht bemerkt zu werden, nicht noch weiter vortreten wollte, stieg er wieder zu Pferde, und ritt weiter.

Einen Augenblick dachte er daran, ob Gomez nicht etwa in's Wasser gestürzt sei, aber er verwarf sogleich diesen Gedanken wieder, da er die Gewandtheit des Burschen hinlänglich kannte, und weil er es für überflüssig und vielleicht ihrem Vorhaben jetzt für nachtheilig hielt, so rief auch er seinerseits nicht nach Gomez, sondern zog schweigend vorwärts.

Nach einiger Zeit aber setzte sich seinem Weiterkommen ein buchstäblich unübersteigliches Hinderniß entgegen, in Gestalt einer steil ansteigenden Felsengruppe, die, im rechten Winkel mit der Küste verlaufend, ihm den Weg vollständig versperrte.

Er wendete sich jetzt landwärts und fand endlich eine Spalte, die ihm erlaubte, mit einem Pferde wenigstens einzudringen, und nachdem er dies gethan und Gomez' Pferd zurückgelassen hatte, sah er unter sich eine kleine Bucht, und bemerkte, daß eben an der Stelle, an welcher ihm der Eingang geglückt, es möglich war, auf die Sohle derselben zu gelangen.

Ein gewisser Instinct sagte ihm indeß, daß

ohne Zweifel hier irgend etwas im Werke sei, daß Gomez' Verschwinden mit dieser Bucht in Verbindung stehe, und daß dieser wahrscheinlich sich hier auf die Lauer gelegt habe, um das Anlanden des Bootes zu erwarten, was wohl an dieser Stelle zu vermuthen.

Unschlüssig, ob er hinunterreiten, ob er auf der Stelle halten bleiben sollte, an welcher er sich befand, oder ob es räthlicher sei, sich zurückzuziehen, hielt er einige Augenblicke an, und sah jetzt zu seiner unendlichen Verwunderung unten, etwa dreißig Schritte entfernt von sich, Gomez platt auf der Erde liegen.

Daß jener vor wenigen Secunden sich noch nicht an dieser Stelle befunden, wußte Pablo mit Bestimmtheit; aber während er noch aufmerksam hinabsah, bemerkte er, daß Gomez sich weiter bewegte, indeß nicht mit den Bewegungen einer Schlange, oder kriechend auf Händen und Füßen, sondern scheinbar ohne irgendwie seine Glieder zu bewegen, etwa wie ein Stück Holz oder irgend ein anderer lebloser Gegenstand, welchen man mittelst einer Schnur langsam über die Erde zieht.

Jetzt hielt er kurze Zeit an und blieb wie vorher regungslos liegen, dann bewegte er sich wie=

der weiter, und verschwand endlich hinter einem Felsstücke.

Und jetzt hörte Pablo plötzlich einen Aufschrei, und sah gleich darauf zwei Menschen, die sich fest umschlungen hatten, hinter dem Felsen hervorkommen und sich ringend auf der Erde wälzen.

Er flog mit einigen Sätzen, und seinen Lasso schwingend, den Abhang hinab, aber ehe er noch die Stelle erreicht hatte, sprang der eine der Ringenden auf.

Der andere blieb liegen, einfach aus dem Grunde, weil er todt war.

Der, welcher jetzt aufrecht, mit sonderbar funkelnden Augen, und einem langen, bis an's Heft blutigen Messer, vor Pablo stand, war Gomez, der araukanische Knecht des Sennor Camacho, der Andere, welcher, kaum noch röchelnd, auf der Erde lag, war Herr Karl Dosel, dem es nunmehr unmöglich geworden, seine interessante Reise nach Peru weiter fortzusetzen, und mit dessen Ableben die weitverzweigte Familie Dosel einen Concurrenten an der Erbschaft weniger hatte.

„Warum hast Du ihn nicht lebendig gefangen?“ sagte Pablo mit gerunzelter Stirn.

„Deshalb,“ versetzte Gomez, indem er auf ein Messer zeigte, welches neben dem Getödteten lag.

„Und der Mann ist ohne Beichte und Absolution in seinen Sünden dahingegangen," fuhr Pablo fort.

„Ja!" sagte Gomez mit dem Ausdrucke solcher Unbefangenheit, daß Pablo es für unnöthig hielt, weiter über die Sache zu sprechen, indem ihm die Ansichten der Araukaner über dergleichen Dinge hinlänglich bekannt waren.

Pablo durchsuchte hierauf die Taschen des Getödteten, nahm die Diamanten des Sennor Camacho und das Gold, welches er bei ihm fand, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß in der Schlucht nichts weiter verborgen war, schlug er mit Gomez den Heimweg ein.

Der größte Theil des geraubten Goldes fehlte freilich, dennoch aber war Camacho höchst vergnügt, daß er wenigstens den Schmuck wiedererhalten hatte, der bedeutend mehr werth war, als das Gold, von dem man sehr richtig schloß, daß es der verstorbene Sennor Doselio versteckt habe.

Was diesen selbst betraf, so sprach man nur in so fern von ihm, daß man den aufrichtigen Wunsch aussprach, Gott möge seiner armen Seele gnädig sein.

Gomez verschwand von der Hacienda, noch ehe die ihm zugestandene Ferienzeit zu Ende, und man

setzte die Schuld seiner Flucht auf Rechnung der Furcht, die er betreffs der wieder beginnenden Arbeit empfunden.

Wir hingegen vermuthen, daß er sogleich beim Auffinden der ersten Spur des Flüchtlings auch die des von jenem versteckten Goldes gefunden habe, und wenn diese unsere Vermuthung richtig, so sind wir überzeugt, daß er sich alsbald nach gehobenem Schatze in die reizenden Gefilde seines Vaterlandes zurückgezogen, und dort, nach der Sitte seines Volkes, an den Seiten von einem halben Dutzend käuflich erstandener Gattinnen das friedliche Leben eines glücklichen Familienvaters geführt hat.

2.
Im Forsthause.

Ich sag' Euch, Herr, die wack're Dirne,
Sie schwang den Knüppel wie ein Schwert,
Und ihre Fäuste, ihre Schultern,
Sie sind des besten Mannes werth.
Shakspeare.

Es war in der schönsten Zeit des Jahres, das heißt in jener, in welcher der Frühling im Begriff steht, in den Sommer überzugehen, die Zeit, in welcher die Bäume wirkliche Bäume und keine Besenreiser mehr sind, wie im Winter, und nicht mehr, wie im beginnenden Frühlinge, nur hoffnungsvolle Knospen tragen, sondern prangen im neuen grünen Blätterkleide, das nicht bestaubt und noch nicht durch Raupen zerfressen, sich frisch und lebendig um ihre Aeste geschlungen hat.

Wir können aber den freundlichen Leser nicht

sogleich hin ausführen in den lustigen grünen Wald, wie die Ueberschrift dieses Kapitels wohl verspricht, sondern wir müssen ihn vorher in eine kleine Stube blicken lassen, durch deren geöffnetes Fenster die Nachmittagssonne ihre glänzenden Strahlen warf, während draußen, auf dem Gesimse, ein duftender und rankender Blumentopf den jungen Lenz verkündete.

Unfern von diesem einzigen Fenster stand ein mit Noten und musikalischen Instrumenten bedeckter Tisch, und an demselben, halb sitzend, halb lehnend, spielte ein alter Mann die Violine.

Es waren schwermüthige und traurige Weisen, die der Alte spielte, das konnte man schon aus seinen Zügen lesen, hätte man seine klagenden Melodien auch nicht gehört, und fast noch mehr war Trauer und Kummer ausgeprägt auf dem Antlitz eines Mädchens, oder einer jungen Frau, die dicht am Fenster saß und mit halb gesenktem Haupte und mit in ihrem Schooße gefalteten Händen den klagenden Tönen des Spielenden lauschte.

Dieser, der kein Anderer war als der Geigenmacher Freudenberg, legte aber jetzt seine Violine bei Seite.

„Ich muß nur aufhören mit dem einfältigen Spiele," sagte er, „was nur Dich und mich stets

traurig macht, und uns immer wieder an Dinge erinnert, welche wir besser vergessen sollten. Du wenigstens, Sophie, denn mir geschieht's eigentlich recht, wenn ich mich kümmere und härme, da ich ganz allein die Schuld an dem Unglück trage."

Die junge Frau, denn es war Freudenberg's Nichte, Sophie, welche vor einigen Wochen ihren Freund, den neugeschaffenen Förster Johannes Schmidt, geheirathet hatte, stand auf und umarmte den Alten.

„Sprich nicht so, Oheim," rief sie, „wenn wir überhaupt Schuld tragen, so liegt die größte und fast einzige auf meinen Schultern. Gleich im Anfange, als ich merkte, wie die Käthe jenem schlechten Menschen anfing Gehör zu geben, hätte ich es Dir mittheilen sollen, anstatt zu schweigen, und Dir, der Du uns zwei arme Mädchen in Dein Haus aufgenommen hast, solche Schande zu bereiten."

„Ja," rief Freudenberg grimmig, „Schande, das ist das wahre Wort, aber die hat nicht die arme Käthe über mich gebracht, die eben bethört wurde wie tausend andere unglückliche Dinger, und noch weniger Du, braves Kind, sondern ich allein, ich, der alte Esel, der sich von jenem Schwindler hinter das Licht führen ließ, der ihn einführte

in sein Haus, und nichts begriff und nichts merkte. Das war die Schande, die große Schande, und wird es ewig bleiben."

„Ich muß Dir," sagte Sophie, „zum Theil Deine eigenen Worte zurückgeben. Sind nicht auch tausend brave und verständige Väter schon auf solche Weise getäuscht worden?"

„Ja," versetzte Freudenberg, „das ist möglich, aber sind diese Väter wie ich abenteuerlich, oder besser einfältig, in der Welt umhergezogen, um die Verlorene zu suchen, und haben sich diese Väter, wie ich, von Narren zum Narren haben, von Betrügern betrügen und von Räubern berauben lassen. Das ist wohl die größte Schande!"

„Oheim! Oheim!" sagte die junge Frau, „nicht einmal sich selbst soll man absichtlich und mit Wissen unrecht thun, denn alle Welt, und Du selbst, weiß es, daß Du es gut gemeint und das Beste gewollt hast!"

„Ja," erwiederte der Geigenmacher, „sehr gut gemeint, aber unendlich dumm angefangen! Die arme, arme Käthe! Nun, sie kommt wieder, denn sonst gäbe es keinen Gott im Himmel mehr, und dann will ich Alles gut machen, was ich an ihr verbrochen, und will sie auf den Händen tragen, das arme Kind!"

Die junge Frau rühmte und belobte mit Thränen in den Augen sein gutes Herz, und tröstete sich und ihn mit der Hoffnung, die Verlorene wieder zu finden, dann aber sagte Freudenberg:

„Jetzt aber, Kind, muß ich Dich gehen heißen, damit Du noch vor Anbruch der Dunkelheit nach Hause kommst, da Dein Mann Dich heute nicht abholen kann. Es spukt allerlei Gesindel wiederum in unserer Gegend, und unsere hochpreislichen Gerichte schicken Warn- und Steckbriefe in Dorf und Stadt anstatt der Landdragoner. Ich aber kann Dich nicht begleiten. Das hilft zu nichts, wie sich bereits gezeigt hat, und überdies müßte ich mich vor jedem, halbwege ordentlichen Spitzbuben schämen, der uns begegnen würde, da ich mich bei seinen Standesgenossen so gründlich blamirt."

Die junge Frau ging, nach herzlichem Abschiede von dem Alten, getrost ihrer Wege, und wir wollen, da der freundliche Leser fast die ganze Irrfahrt Freudenberg's kennt, nur mit wenigen Worten deren Schluß erzählen.

Wir wissen, daß er und sein Begleiter Klettenheim auf dem freien Platze vor der Waldmühle plötzlich rücklings überfallen, geknebelt, beraubt und hierauf mit dem Gesichte auf die Erde

gelegt wurden, unter der Drohung, daß man sie ermorden würde, wenn sie den geringsten Laut von sich geben oder sich rühren würden.

Sie vernahmen die unverschämten Späße der Räuber, welche hierauf Einlaß in die Mühle erhielten, und hörten eben so, daß man dort sich einer ziemlich geräuschvollen Heiterkeit hingab, lärmte und sang, und Freudenberg erkannte deutlich die Stimme des Herrn von Schwendel, oder des rothen Geiselbrecht, obgleich er die Worte, die er sprach, nicht verstehen konnte.

Gegen Morgen wurde es indessen still, sie glaubten die Thür der Mühle leise öffnen zu hören und eben so die Schritte mehrerer Menschen zu vernehmen, dann aber blieb Alles ruhig.

Aus Furcht, erschlagen oder wenigstens schlimm mißhandelt zu werden, blieb Freudenberg diese ganze Zeit hindurch, dem erhaltenen Befehle gemäß, ruhig liegen, jetzt aber fror ihn auf der kalten Erde empfindlich, und zugleich schmerzten ihn die scharf angezogenen Bande an Händen und Füßen so heftig, daß er beschloß, auf jede Gefahr hin zu rufen, da ihm seine Lage anfing nachgerade unerträglich zu werden.

In diesem Augenblick aber hörte er, daß Klet-

tenheim sich leise räusperte, und gleich darauf mit gedämpfter Stimme sagte:

„Wachen Sie schon, verehrter Herr Freudenberg?"

„Wachen?" erwiederte dieser, „wachen! fragen Sie lieber, ob ich noch lebe? Wer Teufel kann denn da schlafen?"

„Ja," sagte der Schullehrer, „es ist mir gerade so gegangen. Denken Sie, ich habe fast die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun können."

Trotz seiner schlimmen Lage begann der Geigenmacher sich dennoch zu ärgern.

„Guter Herr Klettenheim," sagte er, „nehmen Sie mir es nicht übel, aber es kommt mir beinahe vor, als wenn Sie ein wenig einfältig redeten. Sie thun ja gerade, als ob wir in einem anständigen Gasthofe logirten, während wir vor einer Spitzbubenspelunke gebunden unter freiem Himmel liegen."

„Was liegen denn da für ein paar besoffene Lümmel?" sagte jetzt in grobem Tone eine dritte Stimme.

„Gott sei Dank, da ist Jemand," rief Freudenberg; „bindet uns los, lieber Mann, wir sind nicht betrunken, sondern man hat uns die Hände und Füße gebunden — —"

„Verstellung, Spitzbüberei," sagte die Stimme, „wenn Ihr nicht betrunken seid, so gehört Ihr zu dem Lumpengesindel, welches die ganze Nacht über in meinem Hause Spectakel gemacht hat, und liegt aus Uebermuth hier, oder um irgend einen schlechten Streich auszuführen."

„Herr Gastgeber," rief Klettenheim, „wir geben Ihnen unser Ehrenwort — —"

„Halt Er Sein Maul," sagte der Mann grob, „ich bin kein spitzbübischer Wirth, sondern ein ehrlicher Müller."

„So bindet uns vor Allem los," fiel Freudenberg ein, „zwar können wir im Augenblick Euch nicht belohnen, da man uns vollständig ausgeraubt hat, aber wir werden uns später erkenntlich zeigen."

„Ei," sagte der Müller, „ausgeraubt! Wäre nicht übel! Und da käme ich alter, ehrlicher Müllers-Jakob am Ende auch noch in Verdacht der Mitwissenschaft! Nä, 's ist am besten, ich lasse Euch liegen, gehe in die Stadt, zeige Alles an, und wenn heute Abend, oder morgen früh, das Gericht kommt, kann es Euch losbinden oder liegen lassen bis nach beendigter Untersuchung, mir ist's egal."

Er wandte sich, als wolle er zurück in die

Mühle gehen, und da Freudenberg wohl begriff, um was es sich handle, so gab er dem Müller die heiligsten Versicherungen, daß er ihn für den ehrlichsten Mann von der Welt, und für vollständig unschuldig an all' den schlimmen Begebnissen halte, daß er schweigen wolle gegen Jedermann von allen Vorgängen der vergangenen Nacht, im Nothfalle aber ihn vertheidigen und seine Unschuld gegen alle Welt behaupten werde.

Endlich band der Müller die beiden Unglücksgefährten los, und da sie anfänglich kaum im Stande waren, sich zu rühren, so führte er sie in die Mühle, wo er jedem ein Stückchen Schwarzbrod und ein Gläschen Branntwein gab.

Endlich sagte er:

„Jetzt macht, daß Ihr weiter kommt, und treibt mir keine solchen dummen Späße mehr. Auch vergeßt nicht, daß ich der alte, ehrliche Müllers-Jakob bin, und sprengt keine Lügen über mich aus. Sonst!“ er machte eine drohende Bewegung, und fuhr fort: „Ich bin nur ein armer, ehrlicher, alter Mann, und habe nichts als mein gutes Gewissen, wenn's aber zu arg wird mit dem Drucke und der Ungerechtigkeit gegen mich, nun so habe ich endlich allerlei gute Freunde im Lande,

die sich meiner annehmen. Auch der Wurm krümmt sich wenn er getreten wird. Verstanden?"

„Vollkommen, alter, ehrlicher Müllers-Jakob," sagte Freudenberg, „vollkommen, und ich werde mich danach zu richten wissen, da ich weder den rothen Hahn auf meinem Dache, noch ein paar Zoll kaltes Eisen zwischen meinen Rippen haben will. Adieu!"

Unsere beiden Freunde entfernten sich jetzt eilig, während ihnen der Müller finster nachblickte.

„Sie sollen dennoch nichts finden, wenn auch die beiden Dummköpfe schwatzen sollten," sagte er, und dann traf er allerlei Einrichtungen in der Mühle, und schaffte verschiedene Gegenstände bei Seite, während er andere zum Vorschein brachte, so daß man ihm das Zeugniß geben mußte, er sei nicht allein ein ehrlicher, sondern auch ein höchst vorsichtiger und besonnener alter Mann.

Freudenberg und Klettenheim schlugen den Weg nach der Dorfschaft am Flusse ein, von welcher sie in der Nacht ausgezogen waren und welchen sie ohne Mühe wiederfanden.

Nachdem sie längere Zeit schweigend und rasch neben einander fortgelaufen waren, sagte endlich Klettenheim:

„Ich halte doch eigentlich den Müller nicht für ganz so ehrlich, wie Sie es zu thun scheinen, Herr Freudenberg.“

„Ich auch nicht!“ erwiederte dieser kurz.

Das Gespräch stockte eine geraume Zeit hindurch, dann begann Klettenheim wieder mit trübseliger Miene:

„Wissen Sie, Herr Freudenberg, was mich am meisten schmerzt und bekümmert?“

„Nun?“

„Der Herr von Schwendel hat ganz bestimmt die Käthe wirklich geheirathet.“

„Weshalb glauben sie das?“ sagte Freudenberg verwundert, indem er stehen blieb.

„Weil er so grob gegen sie ist,“ versetzte der junge Schullehrer, „das ist man gewöhnlich doch nur gegen seine Frau und nicht gegen eine Braut oder eine Bekanntschaft.“

Freudenberg brummte etwas Unverständliches, und setzte seinen Weg hastig fort.

Als man aber fast den Fluß erreicht hatte, sagte Klettenheim, indem er jetzt plötzlich stehen blieb:

„Um Gottes willen, lieber Herr Freudenberg, was fangen wir an? Es hat ja keiner von uns einen Heller Geld mehr!“

„Versetzen!“ erwiederte Freudenberg lakonisch.

„Aber was wollen Sie denn versetzen, wir haben ja nichts mehr?“

„Sie versetze ich,“ rief der Geigenmacher wild, „ich borge Geld auf Ihre Person, und lasse Sie als Pfand zurück. Ich brenne durch!“

Klettenheim schwieg erschrocken, und nachdem man über den Fluß gesetzt war, sagte Freudenberg dem Fährmann, daß er mit ihm kommen solle, er wolle ihn im Gasthause bezahlen. Als er aber dort dem Wirth eröffnete, daß er und sein Begleiter beraubt worden seien, schien dieser solche Erzählung entweder nicht zu hören, oder nicht zu verstehen, sondern erklärte einfach, daß er keinen Platz im Hause habe.

Nach vielem und inständigem Bitten und den heiligsten Betheuerungen von Seiten der beiden Reisenden, daß Alles reichlich gezahlt werden sollte, sagte endlich der Wirth mürrisch:

„Meinethalben! Aber angezeigt wird nichts, mögt Ihr jetzt in der That bestohlen worden sein, oder selbst zu dem Gesindel gehören. Ich will mit der Justiz so wenig zu thun haben, wie mit Euch Spitzbuben. Droben in der Kammer könnt Ihr campiren, bis Ihr Geld geschafft habt, macht aber, daß das nicht zu lange dauert, und pro-

birt's nicht, durchzubrennen, sonst —" Er machte eine unangenehme Pantomime, und verließ die Unglücklichen, nachdem er sie in eine Kammer gesperrt, und den Brief, welchen Freudenberg sogleich an Sophie geschrieben, mit Mühe gelesen hatte.

„Jetzt sind wir Beide versetzt, Herr Freudenberg," sagte Klettenheim, indem er zu scherzen versuchte, aber dieser antwortete nicht, sondern betrachtete trübselig die Aussicht von dem einzigen Fenster der Kammer aus, welche in einem mit Moos überzogenen Strohdache und einem baufälligen Schuppen bestand.

Endlich, nach Verlauf von mehreren Tagen, erschien der Forstmann Johannes Schmidt, löste die beiden Gefangenen aus, und theilte Freudenberg zugleich mit, daß er eine Anstellung erhalten habe, und Sophien heimführen wolle, so bald es nur thunlich sei, und das geschah denn auch, nachdem der Schnee die Flucht ergriffen vor den wärmenden Strahlen der Sonne, und nur noch hartnäckig Stand hielt in einigen dunklen Schluchten des Forstes, in welchem der Förster Johannes mit seiner jungen Frau seine Flitterwochen feierte.

Es waren glückliche Flitterwochen, welche die Beiden abhielten, da draußen, mitten in ihrem

lustigen, grünen Walde, und das Beste an dieser Blüthezeit der jungen Ehe war wohl das, daß es ganz den Anschein hatte, als sollte sie lange, lange währen.

Freilich gingen die Fenster des Forsthauses nicht auf eine volkreiche Straße. Wachparaden, Fest- und Volksaufzüge, Staats-, Last-, Fracht- und Güterwagen zogen nicht lärmend vorüber an denselben. Keine geputzten Tagediebe, keine Arbeiter, keine Speculanten, keine Freudenmädchen, keine Hungernden und keine Uebersättigten wirbelten den Staub auf vor diesen Fenstern, von welchen aus man eben so wenig einen Palast, ein Fabrikgebäude oder eine Frohnveste sehen konnte. Aber dafür streckten zur Rechten, schützend und schirmend gegen den kalten Nordostwind, ehrwürdige, altersgraue Eichen ihre knorrigen Arme aus gegen das anspruchslose Jägerhaus, und ein junger Birkenschlag prunkte zur Linken mit lieblichem grünem Blätterschmuck und hellen, fast schneeweißen Stämmchen.

Das Forsthaus lag so recht in der Mitte zwischen Jugend und Alter, die Beide ihr Gutes und ihr Schlimmes haben, aber die junge Försterin sah blos das Gute, und fühlte sich heimisch am ersten Tage in ihrem Walde, als sei sie dort geboren.

Drüben, im Eichenwalde, wo die mächtigen Baumsäulen emporstiegen zum grünen Blätterdache, bis sie in einiger Entfernung näher und näher zusammenzurücken schienen, und endlich sich einigten zu einer grauen Baum- und Stammwand, war's zumeist still, feierlich fast, eine heilige Waldeinsamkeit. Nur der heisere Schrei des Nußhähers erscholl dort bisweilen, oder ein Specht klopfte an bei seinen alten Freunden, den Eichenbäumen, fragend, ob sie nicht etwas an Wurm- und Madenvorrath aufbewahrt hätten für ihn, in ihrem rauhen Rindenkleide.

Auf der andern Seite aber, im Birkenschlage, lebte und sang eine lustige Vogelwelt. Der frühere Förster, ein alter Mann, der viele Jahre dort verlebt, und den nur der Tod trennte von seiner lieben Einsamkeit, hatte sie niemals belästigt, die leichtsinnigen, heiteren Sänger, ja sie gehegt und gepflegt, und im Winter ihnen Futter gestreut, wenn's knapp zuging mit Würmern und Samenkörnern wegen Schnee und Kälte.

Das hatten sie wohl gemerkt, und waren dankbar geworden und zuthulich, die Einen keck, und unverschämt die Anderen, je nach ihrer Art, wie das auch bei den Menschen so gebräuchlich.

Und bald hatten sie die alte Freundschaft auch

übertragen auf die neuen Forstleute, und Sophie bemühte sich, ihnen den alten, heimgegangenen Förster zu ersetzen, nach Kräften, wie sie es eben verstand, und hatte dafür ihre Freude an ihrem Leben und Treiben, an den abendlichen Melodien der Amseln und Drosseln, an den nächtlichen Liebesliedern der Sprosser und Nachtigallen, an der Frühmette der Dompfaffen und an dem Tagesgesange der anderen, wollte er eben auch nicht immer besonders viel bedeuten.

Sie hatte einen Canarienvogel gehabt in der Stadt, und bittere Thränen vergossen, als sie eines Morgens, einige Wochen ehe sie zum Altar getreten, denselben todt gefunden in seinem Bauer.

Jetzt sagte sie zu Johannes:

„Ich bin nun ordentlich froh, daß der arme Kerl noch da drinnen gestorben ist in der Stadt, und das Leben der anderen da draußen nicht mit hat ansehen müssen von seinem Käfig aus. Wie wäre dem das Herz schwer geworden hinter seinem Gitter, und herauslassen hätte man ihn eben doch nicht dürfen."

„Du bist ein herziges Ding," hatte Johannes ihr geantwortet, „und ich habe es gleich gewußt, daß es Dir behagen wird hier haußen in Busch

und Wald. Auch für den Winter ist mir nicht bange. Du bist die Frau nicht, die nach Kaffee-visiten und Tanz sich sehnt. Und dann ist's auch gar nicht übel hier in unserm friedlichen Neste, wenn ich am Abend heimkomme und wir am warmen Ofen sitzen, über die Kälte lachen und über den Wind, der nicht hereinkann, weil wir alle Ritzen und Fugen verklebt haben. Paß auf."

An jenem Abend, als Sophie Freudenberg im Städtchen besucht hatte, traf sie fast gleichzeitig mit Johannes im Forsthause ein. Er war weit innen gewesen im Walde, weil Holz- und Wild-frevel häufig eben an Sonntagen am meisten be-trieben wird, da man den Jäger ruhend glaubt.

Jetzt aber schickte er die Magd zu Bett, und setzte sich, sein Abendbrod nehmend, neben So-phie auf die Bank vor dem Hause.

„Wie hast Du den Oheim gefunden," fragte er nach einiger Zeit.

„Gut im Ganzen," versetzte sie, „er klagt sich zwar fortwährend an wegen seiner tollen Fahrt, und grämt sich um die Käthe, für welche er ein Herz voll Liebe bewahrt hat, aber körperlich ist er wohlauf."

„Nun," sagte der Förster, „toll und abenteuer-

lich war wohl jene Suche, aber er hat's dennoch gut gemeint. Aber weißt Du, daß auch ich mich anklage?"

„Du? Und um Gottes willen, warum denn?"

„Nun," sagte Johannes nach einigem Bedenken, „wegen jener Erbschaft. Trage ich nicht eigentlich die Schuld, daß der Oheim alle weiteren Schritte aufgegeben hat? Und nun sitzest Du hier im Walde, hast eine einzige Kuh im Stalle, Dein Sonntagskleid ist ein grünes Merinofähnchen, Deine Schuhe haben doppelte, mit Nägeln beschlagene Sohlen, Deine Zofe ist eine vierschrötige Bauermagd, und auf unserer Tafel steht dreimal in der Woche Fleisch und täglich Gänsewein. Wer weiß, ob's nicht durchgegangen wäre, und Du könntest in einer großen Stadt leben, hättest Kutschen und Pferde wie eine Fürstin, hieltest Tafel wie ein Prälate, und trügst Kleider, so theuer wie eine reiche Judenfrau.

Sophie sah ihn einige Augenblicke ernsthaft an, dann sagte sie:

„Wahrhaftig! meine selige Mutter hatte doch recht. Ich hörte sie bisweilen sagen: Auch der gescheidteste Mann hat hier und da Augenblicke, wo er ein completer Narr ist. Freilich sagte sie das nur, wenn sie mit dem Vater einen Zank ge-

habt, und so, daß er's nicht hörte, ich aber sag's laut, damit es mein lieber Mann hören kann, mit dem ich mich, Gott sei Dank, noch nicht gezankt habe! Diese Erbschaft! daß Gott erbarm'! Unglück genug hat sie schon angestellt bei uns, und auch bei anderen Leuten, wie man hört von verschiedenen Seiten. Ich aber will nichts weiter sein als eine brave Förstersfrau, was ich schon habe werden wollen, ehe der Blitz in's Haus schlug mit den verwünschten Millionen, und jetzt bin und bleiben will.

Mein grüner Rock! Ich kann dies jetzt wohl sagen, mein Herzens-Johannes, daß, wenn ich jemals Neid verspürt, es kein anderer war, als gegen die anderen Jägersfrauen, wenn ich diese einherspazieren sah mit ihren grünen Kleidern, wenn sie einkauften in der Stadt, und hinter ihnen drein die stämmige Magd mit dem Kober.

Keine andere Frau auf der Welt darf so die Uniform und Leibfarbe ihres Mannes tragen, als die des Jägers. Und nun ich sie habe und trage, ist das meine größte Freude, und ich möchte kein anderes Kleid, käme es nun auch aus London oder Paris."

„Es ist Dein Ernst," sagte der Förster, „das höre ich, und sehe es, und das macht mich glück-

lich, Du glaubst nicht wie. Wenn ich aber denke, daß Du das viele Geld bekommen, und ich wäre, als armer Teufel, der Mann einer reichen Frau geworden — —"

Sophie rief lachend:

„Sei still, denn sonst plauderst Du Dich hinein, als hättest Du abgerathen von der Betheiligung an der Erbschaft aus Hochmuth, und um nicht gefüttert zu werden von Deiner Madame. Ich aber weiß das besser. Denn sieh', ich weiß, daß leichter die Sorge zu tragen um das tägliche Brod, als die für Geld und Gut, das plötzlich ein Armer bekommen."

Hatte sie recht, die Frau Försterin?

Wir wissen das nicht ganz genau, aber Johannes war ihrer Meinung und küßte sie herzlich, und dann sprachen die jungen Leute von anderen Dingen.

Klettenheim kam einige Tage später in's Försterhaus auf Besuch. Auch er hatte vor Kurzem eine bescheidene Stelle erhalten, und war jetzt doppelt untröstlich über den Verlust seiner Käthe.

„Ich glaube, ich bin zu langweilig gewesen," sagte er, „und das ist die Ursache, warum sie sich von dem elenden Menschen, dem Herrn von Schwendel, hat verlocken lassen. Wäre sie nur, lediger

Weise natürlich, wieder da, ich heirathete sie auf der Stelle, und wollte ihr allerlei Späße vormachen, welche ich auf der Reise mit Herrn Freudenberg, bei fremden Leuten da draußen, gehört und mir sorgfältig gemerkt, ja selbst notirt habe. Den Verlust des Büchsenranzen und des Parapluie meines seligen Vaters habe ich längst verschmerzt, aber die Käthe!"

Die Förstersleute trösteten ihn, und Sophie sagte:

„Es ist meine Schwester. Ich kann sie freilich nicht in Schutz nehmen, aber ich will auch nicht über sie schelten. Sie aber, Herr Klettenheim, sind ein guter Mensch, und ich hoffe, Sie bleiben unser Freund, bringe auch die Zukunft, was sie wolle."

Hierauf erzählte der junge Schullehrer, daß er gelegentlich seiner Anstellung einen Besuch bei Frida und ihren Tanten gemacht habe, und daß es dort im Hause toll aussehe.

„Da hat auch die Millionenhoffnung Schlimmes angerichtet," sagte Johannes. „Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß der Geizdrache, die Frida, den guten Heinrich nur so über Hals und Kopf genommen hat wegen seiner Hoffnungen auf das viele Geld. Daß er davon gegangen, nehme ich dem armen Jungen kaum übel. Er hatte ja dort eine Hölle im Hause."

„Hm," sagte Klettenheim, „ich, in meiner gegenwärtigen Stellung als Lehrer und Angestellter, sollte zwar höchst vorsichtig sein hinsichtlich des Redens und der Aeußerungen, aber unter so guten Freunden darf ich schon sagen, daß man sonderbare Dinge spricht.

Die Madame Frida Dosel hat einen Todtenschein ihres Mannes erhalten, und diesen hat sie, so wie die Tanten, allenthalben umhergezeigt, und schlimme Reden geführt über den armen Heinrich. Vor wenigen Tagen aber kam ein Brief aus Amerika, und der Postbote schwört, daß es Heinrich's Handschrift gewesen. Aber das läugnen die Weiber, ja, sie behaupten jetzt sogar, der Brief sei gar nicht aus Amerika gewesen.

Wie klappt das? Was steckt dahinter?

Auch leben die drei Weibsleute jetzt dort wie Hunde und Katzen zusammen, und haben sie sich schon vorher das tägliche Brod nicht gegönnt, so übersteigt der Unfrieden und Hader doch jetzt alle Gränzen, und die Frida und die Thurneisen wären fast in meiner, des angestellten Lehrers, Gegenwart thätlich an einander gekommen."

Sophie fügte bei, wie sie jüngst in der Stadt vernommen, daß die Beiden blos einig wären, wenn es gälte, die Kratzenstein zu peinigen, und

daß, seit Heinrich nicht mehr im Hause sei, jene seine Stelle ersetzen müsse.

„Ja," sagte Klettenheim tief aufseufzend, „das Frauenherz muß immer einen Gegenstand haben, den es liebt."

Es war ihm aber nicht eingefallen, ironisch zu sprechen, sondern er dachte an Käthe und Herrn von Schwendel.

Johannes gab ihm, als er ging, eine Strecke Weges das Geleit, und zurückgekehrt sagte er zu Sophien:

„Ich bin absichtlich mit ihm gegangen, und lasse auch Dich, in der ersten Zeit wenigstens, nicht mehr allein zur Stadt gehen. Der Oheim hatte jüngst nicht unrecht.

Es treibt sich allerlei verdächtiges Gesindel in der Gegend umher, und ich habe tiefer im Wald schon mehrmals Feuerstellen gefunden, bin ich auch in Wirklichkeit noch nicht auf die Spitzbuben gestoßen."

„Großer Gott," rief Sophie, „sie werden Dir doch nichts thun?"

Der Jäger lachte:

„Gewiß nicht! Sie weichen mir im Gegentheile aus, und wissen warum. Ich mache nicht viel Federlesens. Aber Du, halte die Thür

verschlossen, wenn ich fort bin, und laß Niemand ein. Keinen Krüppel und kein altes Weib, denn oft schleichen sich Gauner ein in solcher Verkappung.

Auch habe keine Angst, wenn ich einmal des Nachts später als gewöhnlich, oder gar nicht kommen sollte. Es kann sein, daß wir Jäger einmal plötzlich die Streifer begleiten müssen, wenn man dem Lumpenvolke ernstlich auf der Spur ist."

Die junge Frau nickte mit dem Haupte.

„Ja, ja," sagte sie, „ich merke schon, es ist etwas im Werke. Aber sei unbesorgt. Ich will meinem „grünen Fähnlein" keine Schande machen, und mein Waldhaus da wacker beschützen als brave Jägersfrau. Ich kann ja schon schießen! Thue Du draußen nur nicht mehr als nöthig."

„Es wird nicht so gefährlich werden," erwiederte der Förster. —

Wirklich schien es so. Johannes wurde zu keinem Streifen aufgefordert, kam des Abends fast früher vom Walde zurück als sonst, und sagte, daß es den Anschein habe, als sei die Gegend so ziemlich befreit von den unlieben Gästen.

„Da schicke ich morgen die Grete zur Stadt," sagte Sophie. „Ich habe sie bisher als Succurs zu Haus behalten, aber wir sind aufgezehrt und essen vom letzten Laib Brod. Auch will ich's dem

Oheim wissen lassen und Klettenheim, daß sie am Sonntag herauskommen. Da halten wir einen lustigen Tag."

Als des andern Tages die junge Frau allein im Forsthause war, verschloß sie die Thür einfach, weil ihr Mann es gewünscht, und stellte aus demselben Grunde den schweren Querbalken in Bereitschaft, der bestimmt war, im Nothfalle von Innen die Pforte zu schützen gegen gewaltsamen Einbruch.

Dann stieg sie hinauf in das erste Stockwerk, das eigentlich eben so gut das letzte genannt werden durfte, da es das einzige war über dem Erdgeschoß, und das bemooste hohe Giebeldach auf ihm saß, fast wie eine sonderbar geformte, fremdländische Mütze.

Es war heiß, denn es waren Wochen vergangen, seit wir zum ersten Male zugesprochen auf dem Forsthause; der Hochsommer war gekommen, und die junge Frau öffnete alle Fenster, um der Luft Eingang zu verschaffen.

Behaglich schritt sie dann durch die drei mäßig großen Stuben, und sog den würzigen Duft ein, der jetzt von allen Seiten eindrang.

„Wenn's der Oheim sähe," sagte sie lächelnd, „der mich immer vor der Zugluft warnte! Aber

das hier ist keine Zugluft, es stürmt ja nicht kalt und unfreundlich nur von einer Seite, sondern warm, duftend und wohlriechend zu gleicher Zeit und zu allen Fenstern herein.

Sie trat dann an eines der Fenster gegen den Eichenwald zu und blickte hinaus.

Draußen war's still, wie es im Walde ist, um die Mittagszeit und in heißen Sommertagen.

Kein Lüftchen regte sich, und die vierfüßigen Thiere lagen ruhig im Schatten, während die Vögel still auf ihren Zweigen und unter ihrem schützenden Laubdache saßen.

Sie hatten's nicht nöthig, sich wie die Menschen zu plagen und zu ängstigen.

Nur einige vom Insectenvolke summten und schwärmten über die Waldwiesen, ein paar braune Sommervögel, einige Bienen, und hier und da ein bunter Käfer.

Die wollten wohl kein bißchen der warmen Zeit verloren gehen lassen, da sie wohl ahnten, daß sie im Winter schlafen oder sterben müßten.

Wohlgefällig blickte die junge Frau hinaus in die Waldlandschaft.

„Wie schön ist's da, und wie bin ich glücklich!"

Dann lächelte sie still in sich hinein:

„Der Johannes hat's nicht gewußt, daß mir

doch bisweilen ein wenig ängstlich zu Muthe war, wenn ich so allein mit der Grete im Hause. Ich habe es ihm nicht merken lassen; ihn hätte es gekümmert, und mir nicht geholfen. Nun habe ich aber frischen Muth, da, Gott sei Dank, die Gegend wieder rein von dem Gesindel."

Sie unterbrach aber jetzt ihr Selbstgespräch oder ihre Gedanken, da es ihr vorkam, als bewege sich etwas zwischen den fernen Stämmen des Eichenwaldes.

Wohl streifte dort bisweilen ein Wild, aber das war die Zeit nicht, sie wußte das. Als sie nach dem kleinen Taschenfernrohr sah, das gewöhnlich oben in der Stube auf einer Commode stand, war dieses nicht da. Ohne Zweifel hatte es ihr Mann mit sich genommen, wie er das in letzterer Zeit häufig gethan.

Aber sie bedurfte dasselbe auch jetzt nicht mehr, denn sie sah jetzt wohl mit freiem Auge, daß es ein menschliches Wesen war, welches einmal hastig vorwärts schritt, dann wieder stehen blieb und sich umzusehen schien, dann wieder weiter lief.

Eine Frau! das sah sie jetzt deutlich, und auch jene mußte jetzt das Forsthaus bemerkt haben, denn sie lief hastig auf dasselbe zu.

Sophie fühlte ihr Herz heftig pochen, und ihr

Muth war dahin. Ihr Mann hatte sie besonders gewarnt vor einzeln umherziehenden Weibern, Krämerinnen, Bettelfrauen und dergleichen. Sie schlichen sich ein in allein stehende Häuser, hatte er gesagt, wüßten das Mitleid der Bewohner rege zu machen, und wären es nicht selbst verkleidete Männer, so kämen die wohl hinterher, und die Gaunerin öffne den Genossen dann später die Thür mit Gewalt oder List, je nachdem.

Es schien wirklich sich ähnlich gestalten zu wollen, denn die Frau, die jetzt herangekommen war, hob flehend die Hände nach Sophien:

„Um Gottes willen, laßt mich hinein, Frau Försterin!"

Das mächtige Hirschgeweih über der verschlossenen Thür ließ eben wohl ein Jägerhaus erkennen.

Aber Sophie streckte die Hand aus gegen die Bittende:

„Fort, Frau! Wir lassen Niemand ein, und geht Ihr nicht augenblicklich, so rufe ich meinen Mann, der keine fünfzig Schritte weit dort im Busche."

Es schnitt ihr in's Herz, als sie diese Worte rief. Niemals hatte sie so einer Flehenden begegnet, aber es mußte ja sein!

Das Weib vor dem Hause aber ließ jetzt die gehobenen Hände sinken und starrte schweigend einige Augenblicke empor zum Fenster, dann rief sie gellend:

„Sophie!“ und sank in die Kniee.

Und auch diese wäre jetzt fast zu Boden gestürzt; aber sie raffte sich zusammen, flog die Treppe hinab, schob hastig die Riegel zurück und eilte hinaus, um die halb ohnmächtige Frau in ihren Armen aufzufangen und sie in's Haus zu führen.

Sie hatte Käthe, ihre Schwester, nur an der Stimme erkannt, als sie ihren Namen ausgerufen, denn das frische und blühende Mädchen war furchtbar verändert und um viele Jahre gealtert.

Aber als sie auf der Tenne des Hauses angelangt, fielen sich die Schwestern laut weinend in die Arme, Alles vergessend um sich, und sich herzend und küssend, während unwillkürlich, und flüchtigen Blitzstrahlen gleich, tausend Bilder der süßen, vereinten Kindheit ihr Herz durchflogen.

Als sie aber in die Wirklichkeit zurückgekehrt und Käthe erschöpft auf eine Bank gesunken war, zeigte sie plötzlich hastig auf die noch offen stehende Thür.

„Schließe die Thür! Er kommt! Er verfolgt mich, ich weiß es!“

„Wer?“ rief Sophie, indem sie die Thür in’s Schloß warf und den Querbalken einschob, „wer verfolgt Dich?“

„Er, o mein Gott! Er, der rothe Geiselbrecht! Ach, rufe Deine Leute!“

„Ich bin allein,“ sagte Sophie ruhig, „aber trotzdem soll er Dich nicht wieder haben.“

Sie hatte ihre ganze Entschlossenheit wiedererhalten, ja sie fühlte sich muthig wie nie vorher.

Das Forsthaus hatte die einzige Thür, welche wir kennen, und die Fenster des Erdgeschosses waren vergittert, da war mithin wohl wenig zu fürchten; die Fenster des ersten Stockes oben dachte die junge Frau im Nothfalle vertheidigen zu können, wenn Jemand es wagen sollte, sie zu erklimmen. Sie führte ihre Schwester dorthin, und da sie erschöpft und todmüde war, so bettete sie dieselbe auf ein Sopha; dann spähte sie vorsichtig allenthalben umher, und da sie nichts Verdächtiges erblickte, holte sie rasch einen Imbiß, und kehrte dann auf ihren Posten zurück.

Die Mittagszeit war vorüber, aber Grete, die Magd, kehrte dennoch wohl schwerlich vor drei Stunden zurück. Der Förster ohne Zweifel erst mit dem Abend.

„Aber ist nur erst die Grete da, sagte die

junge Frau, „so habe ich nicht die mindeste Furcht mehr. Die steht ihren Mann."

Dann erzählten sich die Schwestern, was ihnen begegnet war während ihrer Trennung.

Wie konnte das anders sein, trotz dem daß man den Feind erwartete jede Secunde!

Sophiens glückliches Loos errieth freilich die unglückliche Käthe aus ihrer Umgebung zum größten Theil, doch schilderte jene in flüchtigen Zügen, erröthend bisweilen, die Geschichte ihres jungen ehelichen Lebens.

Aber die Käthe!

Wir kennen einen Theil ihrer Begebnisse, den andern wollen wir nicht erzählen. Nur so viel:

Theils allein, theils mit Gaunern und allerlei verworfenem Gesindel, war Geiselbrecht bisher umhergezogen im Lande, gaunernd, prassend und darbend, raubend und verfolgt, und hatte sie mit sich geschleppt unter fast täglicher roher Mißhandlung.

Die Hoffnung auf die Erbschaft hatte er längst aufgegeben, blos Bosheit eben wegen dieser vereitelten Hoffnung schien der Beweggrund, weshalb er sie, um sie zu quälen und erniedrigen zu können, nicht von sich ließ. Wie es schon einige Male der Fall, so war sie ihm auch heute entlaufen,

während er nebst ein paar anderen Gaunern eine Unterkunft gefunden in einer verdächtigen Schenke; aber sie war überzeugt, daß er sie verfolgen würde.

Und käme sie wieder in seine Gewalt!

Sie verhüllte schaudernd ihr Antlitz.

„Du armes Kind,“ rief Sophie, „was mußt Du ausgestanden haben, aber sei ruhig! ich wiederhole es, er soll Dich nicht wieder haben.“

Sie warf einen entschlossenen Blick nach den zwei Flinten an der Wand, und machte dann wieder die Runde an den Fenstern, mit ihrem scharfen Auge die Stämme der Eichen musternd, denn von dort mußte der Feind sich nähern, wenn er der Spur der Flüchtigen gefolgt war. Aber sie konnte nichts entdecken.

Es war fast zwei Uhr, und jetzt fing die junge Försterin an Hoffnung zu schöpfen. In einer oder anderthalb Stunden mußte die Grete zurück sein, und dann war kaum mehr etwas zu befürchten. Nur der Zustand Käthchens machte ihr Angst, denn diese lag offenbar im Fieber, und war dabei so erschöpft, daß sie kaum im Stande war, sich ohne Hülfe vom Sopha zu erheben.

Eben hatte Sophie den Eichenwald wieder sorgfältig durchspäht und ging jetzt, flüchtig hinausblickend, an den übrigen geöffneten Fenstern vor-

über, als sie plötzlich in spottendem Tone eine Stimme sagen hörte:

„Guten Tag, Frau Schwägerin! seid so gut und öffnet mir die Pforte Eures gastlichen Hauses!“

Obgleich auf den Tod erschrocken, bog sie sich doch über die Fensterbrüstung und sah unter sich, dicht am Hause, den rothen Geiselbrecht stehen.

Einige Augenblicke lang versagte ihr die Stimme, dann sagte sie mit vielleicht nicht vollkommen sicherm Tone:

„Mein Mann ist unten im Zimmer, ich will's ihm sagen.“

„Bitte,“ versetzte Geiselbrecht höhnisch, „gebt Euch keine vergebliche Mühe! Wenn der einfältige Jägerbursche im Hause wäre, hättet Ihr Euch nicht schon über eine Stunde lang die Augen halb blind gesehen nach den Eichenbäumen dort drüben. Ich habe das wohl beobachtet, und bin deshalb hübsch gemach auf der andern Seite herangekommen. Aber jetzt macht auf und gebt mir die Käthe, meine Frau, oder meinen Schatz, ganz wie Ihr wollt. Rasch aber, sonst wird's nicht gut!“

Käthe wimmerte leise, Sophie aber sagte jetzt mit entschlossenem Tone:

„Geht, denn sonst müßt Ihr Euch selbst zu=

schreiben, wenn Schlimmes für Euch daraus entsteht.“

„Wie abgeschmackt,“ sagte der rothe Geiselbrecht, indem er verächtlich die Schulter zog. Dann setzte er zwei Finger an den Mund und that einen gellenden Pfiff, und nach kurzer Zeit trat aus dem Birkenschlage ein zweiter Mann, welcher einen ziemlich starken jungen Baumstamm auf der Schulter trug, sich ruhig dem Hause näherte und mit Geiselbrecht auf die Thür zuschritt.

Sophie, welche ihr Vorhaben nicht begriff, theilte Käthe das Gebahren der Räuber mit, und diese sagte mit tonloser Stimme:

„Sie schabern mit dem Drohn,“ und obgleich Sophie diese Worte nicht verstand, ward ihr doch rasch genug deren Bedeutung klar.

Die zwei Männer legten nämlich den Baumstamm, den Drohn, Rennbaum, auf ihre Schultern, traten einen Schritt zurück, und stießen dann gleichzeitig mit Macht gegen die verschlossene Thür, indem sie rasch hintereinander dieses Verfahren wiederholten.

Die Thür war von starkem Eichenholz, und durch den Querbalken geschützt, aber dennoch begriff die junge Frau, daß dieselbe diesem Angriffe nicht lange widerstehen konnte.

Bleich wie der Tod nahm sie jetzt schweigend eine der Flinten, eine Kugelbüchse, von der Wand, trat an das Fenster oberhalb der Thür, zielte, ohne ein Wort zu sagen, nach Geiselbrecht, und gab Feuer.

Die Räuber, welche ohne Zweifel nichts weniger erwartet hatten, als eine so energische Gegenwehr, und zugleich alle ihre Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit verwendeten, sprangen auf den Schuß hin zurück, und der eine derselben, der Niemand anders war, als Herr Aron Wollenweber, hielt jetzt unter allerlei sonderbaren Sprüngen seine rechte, heftig blutende Hand hoch empor.

Die zitternde Hand der jungen Frau hätte, trotz der großen Nähe, ihr Ziel verfehlt, dafür aber dem jüdischen Gauner die Rechte zerschmettert, mit welcher er den Rennbaum festgehalten.

Indessen zogen sich Beide hastig zurück, und während der rothe Geiselbrecht finster brütend hinter einem Baumstamm stand, erschöpfte sich der Verwundete in Klagen und Verwünschungen, welche letztere aber noch mehr gegen seinen Kameraden gerichtet waren, der ihm ein, von zwei hülflosen Weibern bewohntes Haus geschildert, und Sophiens Brautschatz als Beute in Aussicht gestellt hatte,

während er nun schlimm zugerichtet vor der immer noch verschlossenen Thür stand.

Er zog sich nach einiger Zeit wehklagend in's Gebüsch zurück, aber Geiselbrecht schien entschlossen eher das Aeußerste zu wagen, als sein Opfer entschlüpfen zu lassen.

Er näherte sich langsam dem Hause, blieb in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten stehen, und blickte schweigend nach Sophien, die mit dem zweiten Gewehr am Fenster stand.

Machte ihn der Groll unempfindlich gegen die Gefahr, oder zweifelte er an der Geschicklichkeit der jungen Frau, welche vorhin ohne Zweifel ihn auf's Korn genommen, und den Andern getroffen? Wer weiß das? Aber er ging jetzt keck voran und auf das Haus zu.

„Steh', oder ich schieße Dich nieder,“ rief Sophie.

„Schieß!“ rief er ihr mit einem Schimpfworte entgegen, jetzt in mächtigen Sätzen vorwärts springend.

„Helfe mir Gott!“

Sie drückte ab, aber das Pulver blitzte von der Pfanne, der Schuß ging nicht los, und es war kein Pulverhorn zur Hand, um frisches Zündkraut aufzuschütten.

Auch wäre kaum mehr Zeit hierzu gewesen, denn der Kopf des Räubers ward schon an der Fensterbrüstung sichtbar.

Er hatte den Rennbaum an das Haus gelehnt, war mit der Gewandtheit einer Katze hinangeklettert, und jetzt hob er sich am Fensterkreuz, um sich in die Stube zu schwingen.

Das Entsetzen lähmte sie fast, aber dennoch stieß sie mit dem Kolben nach ihm; er faßte indessen die Flinte, entriß sie ihr und warf sie hinter sich hinab auf die Erde.

Alles dies geschah rasch und ohne daß ein einziges Wort gesprochen worden wäre, aber die Brust des Räubers hob sich keuchend und seine Stirnadern waren angeschwollen, während die junge Frau leichenblaß dastand, und jetzt, da sie ohne Waffen war, instinctartig die Hände ausstreckte zur Abwehr gegen den Eindringenden.

Aber plötzlich veränderten sich die Züge desselben auf eine eigenthümliche Weise; anstatt sich in die Höhe zu heben, und vollends in's Zimmer zu dringen, machte er eine Bewegung nach rückwärts, im andern Augenblicke verschwand er vollständig, und fast gleichzeitig hörte Sophie ihn ein mit Flüchen vermischtes Wehklagen ausstoßen.

Als sie zum Fenster hinausblickte, sah sie sogleich die Ursache desselben, denn der rothe Geiselbrecht lag auf dem Boden, offenbar unfähig, sich aufzurichten, und die stämmige Grete bearbeitete ihn auf nachdrückliche Weise mit dem Rennbaum, und das zwar, ganz gegen die Gewohnheit ihres Geschlechts, schweigend.

Als sie indessen Sophie am Fenster erblickte, sagte sie, als habe ihr jene einen Befehl ertheilt:

„Gleich, gleich, Frau, ich will ihn nur vollends todtschlagen.“

„Laß ab,“ rief Sophie, „wenn er wehrlos ist, wollen wir ihn nicht tödten, sondern ihn gefangen nehmen.“

Er war in der That wehrlos, denn er hatte den Knöchel gebrochen, und eben so den rechten Arm, erstes ohne Zweifel durch den Sturz vom Fenster, letzteres sehr wahrscheinlich durch die Bemühungen der Grete.

Die treue und beherzte Dienerin hatte, als sie gemüthlich, mit ihrem schweren Kober auf dem Rücken, seitwärts durch den Wald schlenderte, den Schuß gehört, durch welchen Sophie den Gehülfen des rothen Geiselbrecht verwundet hatte, und da nur selten in der Nähe des Forsthauses geschossen wurde, und zudem, wie sie wußte, der Förster nicht

zu Hause war, witterte sie Unrath und schritt rüstig vorwärts.

Als sie nun um die Ecke bog und das Forsthaus vor ihr lag, sah sie eben den Räuber gegen das Fenster anspringen, sie warf ihren Kober ab, rannte hinzu und versetzte ihm mit dem verhängnißvollen Rennbaum, auf welchem er aufwärts geklettert war, einige so unsanfte Stöße, daß er zu Boden stürzte. —

Als Johannes am Abend zurückkehrte, den von Grete, trotz seines Widerstandes, gebundenen Gauner erblickte, war sein Schreck fast so heftig, wie seine Freude, seine Frau gerettet zu sehen, und Grete lief jetzt ohne Bedenken nochmals zur Stadt, um einen Arzt und Wache zu holen, welche letztere den langen Geiselbrecht mit sich nahm.

Sein Knöchel wurde nur schlecht geheilt, und deshalb und aus anderen Gründen war es ihm fortan unmöglich, seiner Leidenschaft, größere Fußreisen zu unternehmen, folgen zu können. Desto besser hingegen und brauchbar zu allen Arbeiten wurde sein gebrochener Arm hergestellt, und er erwarb sich an seinem späteren Aufenthaltsorte, trotz seines anfänglichen Widerwillens, eine ganz ausgezeichnete Fertigkeit im Wollespinnen. — —

Als der Sonntag gekommen war, für welchen

Sophie ihren Oheim und Klettenheim auf's Forsthaus eingeladen hatte, fanden sich freilich Beide dort ein, aber es war kein vergnügter Tag, wie ihn die junge Frau sich versprochen.

Sie standen am Krankenbette Käthe's, welcher der Arzt nur wenig Hoffnung gegeben hatte.

Zu ihrem Glück hatte sie während jener gewaltsamen Vorgänge und der Bedrängniß und Gefahr ihrer Schwester in einer tiefen Ohnmacht gelegen, aber jener Erschöpfung folgte ein hitziges Fieber, und den Folgen desselben schien sie zu erliegen, während sich ihrer zugleich eine unbesiegbare Schwermuth bemächtigt hatte.

Die Späße, welche Klettenheim auf seinen Reisen gesammelt und sich notirt hatte, schienen sie kaum zu erheitern, sondern hier und da nur in Verwunderung zu versetzen, und als er in sie drang, ihren Hochzeitstag zu bestimmen, schüttelte sie schmerzlich lächelnd das Haupt:

„Ich sterbe, und wenn nicht, willst Du die Schande einführen in Dein Haus?"

„Ich führe meine liebe Käthe ein, und sonst nichts," versetzte Klettenheim, „und das zwar als Lehrer und Angestellter. Nun Du nur wieder da bist, ist Alles gut, und das Beste ist, daß er Dich nicht geheirathet hat."

„O,“ sagte Käthe, „in der ersten Zeit widerstand ich hartnäckig, als er mich heirathen wollte. Später bat ich ihn auf den Knieen um diese Gunst. Aber umsonst!“

Sie verhüllte ihr Antlitz.

Daß Niemand der Ihrigen ihr Vorwürfe machte, versteht sich wohl von selbst, aber sie that es selbst, sich anklagend mit harten und schlimmen Worten.

Als Freudenberg sie zu trösten versuchte und ihr sagte, wie schon so manches Mädchen entführt worden, und dennoch wieder zurückgekehrt und zu Ehren gekommen sei, sagte sie:

„Die fehlten aus Liebe. Habe ich ihn je geliebt? Ich weiß es kaum mehr, da ich später nur die Furcht, den Haß und das Entsetzen kannte. Aber ich weiß noch deutlich, daß mich der Hochmuth geblendet und verlockt. Eine reiche und vornehme Frau wollte ich werden. In einer Kutsche durch unser Städtchen fahren, und die Leute ärgern mit meinem Staate. Hätte Klettenheim mir es bieten können, ich glaube, er wäre mir lieber gewesen als Jener! Das ist die Schande, und ach, vieles Andere!!“

Klettenheim brachte alle seine freien Stunden auf dem Forsthause und an ihrem Krankenbette zu, und als er nach Wochen weinend ihrem Sarge

folgte, hatte Niemand den Muth, zu spotten über sein treues und versöhnliches Herz.

Die Mütter aber, welche kleine Jungen in seiner Schule und mannbare Töchter in ihrem Hause hatten, schickten ihm von dieser Zeit an durch die letzteren allerlei Victualien in's Haus.

„Es ist so ein guter Mensch, der junge Herr Lehrer," sagten sie, „und dann ist er jetzt frei, und hat sein ehrliches Brod."

3.

Luz und Marquita.

Ein langer, langer Kuß voll Herzensgluth,
Und Lieb' und Schönheit, der gleich Himmelssonnen
In einem Brennpunkt eint der Strahlen Fluth,
Ein Kuß, wie in den Tagen erster Wonnen
Da nie das Herz, der Sinn, die Seele ruht.

Byron.

Es ist eine eigenthümliche Sache um den Zustand, welchen man das Heimweh nennt.

Daß das sogenannte Heimweh eine mehr oder weniger krankhaft ausgesprochene Sehnsucht ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, und ich glaube ebenfalls es als ausgemacht annehmen zu dürfen, daß diese Sehnsucht mehr oder minder schmerzhaft wird, je nachdem es dem Betreffenden, draußen in der Fremde, schlimm oder gut geht.

Freilich ist der Gegenstand, nach welchem der Heimwehkranke Sehnsucht trägt, sehr verschieden,

nach dem Zustande der Cultur des Leidenden, auch nach Charakter und Temperament.

Ich habe an Bord einen jungen Mann getroffen, der das heftigste Heimweh hatte nach Hirsebrei und dürren Zwetschen, welches Gericht jener Jüngling leidenschaftlich liebte und dessen er wöchentlich einmal mit Thränen gedachte.

An diesem Tage nämlich wurde an Bord Lapschaos gereicht, ein Ding, dessen ich andern Ortes bereits erwähnt habe, und von welchem ich daher hier nur sagen will, daß es kaum ein Futter, viel weniger aber eine Speise genannt werden kann. Ein Ding, welches seinen Ursprung den Tellerresten der Passagiere verdankt, welche Reste als zäh oder verdorben liegen blieben, die man, im Fall der Capitän keine jungen Schweine besitzt, sammelt, und nach einigen Tagen auf's Neue den Opfern nautischer Oekonomie vorsetzt.

Die Farbe des Lapschaos ist schmutzig graubraun, sein Geruch ist säuerlich, sein Geschmack ist mir unbekannt, seine Erfindung verdankt er aber höchst wahrscheinlich einer vorübergehenden menschenfreundlichen Laune des Teufels, der seine zukünftigen Untergebenen allmälig an die Kost gewöhnen wollte, die man in seinem Reiche verabreicht.

Gerade am Lapschaostage genoß man in des

Jünglings Heimath Hirsebrei und Zwetschen. Daher sein Kummer, daher sein Schmerz. An Sauerkohl- und Rauchfleischtagen ertrug der junge Mann mit Würde und männlicher Fassung die Trennung vom Vaterlande.

Dies ist ein Beispiel, daß die Art des Heimwehes bedingt ist durch die Individualität des Patienten, und parallel verläuft mit seinem Wohlbefinden.

Es ist das Heimweh überhaupt vorzugsweise eine Sehnsucht nach lieben Persönlichkeiten und theuren Angehörigen, nach behaglichen Gewohnheiten, kurz, nach Menschen und Zuständen.

Berg, Thal und Fluß der Heimath kommen, so denke ich, weniger in Betracht, und ob die Söhne der Schweiz, welche, wie man sagt, in unheilbare Krämpfe verfallen, wenn sie in der Fremde dem Kuhreigen ähnliche Töne hören, durch diese Klänge nicht auch allzu lebhaft erinnert werden an die fette Milch und den schmackhaften Käse ihrer mütterlichen Erde, verdient alle Beachtung.

Unser Heinrich Dosel hatte alle Stadien des Heimwehs so ziemlich durchlaufen.

Als ihn das Schicksal durch die Hand der Seelenverkäufer von seiner theuren Frida gerissen, glaubte er anfänglich vergehen zu müssen in

tiefem Weh, und die schlimme Behandlung, welche er in der ersten Zeit erfuhr, trug sicher nicht dazu bei, seinen Schmerz zu mildern.

Als es ihm in der Folge besser ging, wurde er ruhiger, endlich bekam sein Kummer eine andere Richtung, und jetzt, wo wir ihn, etwa ein halbes Jahr nach dem Tode des Gauners Karl Dosel, wiederfinden, war sein Gram verschwunden.

Er dachte noch an seine Frida, er hatte den festen Entschluß gefaßt, ihr treu zu bleiben, und wenn er erreicht, was er sich vorgesetzt, heimzukehren, aber es war die Pflicht, die ihn dazu bewog, kaum mehr Sehnsucht, oder Liebe.

Trotz der verhältnißmäßig kurzen Zeit, welche er draußen zugebracht in der Welt und bei fremden Menschen, hatte er doch eine lehrreiche Schule durchlaufen. Er hatte denken gelernt, und ein, wenn gleich unbestimmter und unklarer, Verdacht gegen Frida drängte sich ihm jetzt unwillkürlich auf.

Er war ein von der ganzen Welt verlassener, armer Teufel, der sich, er wußte, wie es häufig der Fall ist, durchaus nicht warum, sterblich in das reiche Mädchen verliebt hatte, ohne indessen an ihr Geld zu denken, und eben so ohne alle und jede Hoffnung auf ihren Besitz.

Plötzlich, und mit einer ihm jetzt erst recht auffälligen Hast und Eile, reichte ihm Frida ihre Hand, ja sie zog den Willenlosen beinahe mit Gewalt zum Altare, um ihn hierauf auf die schrecklichste Weise zu behandeln.

Anfänglich glaubte er an eine fortgesetzte Prüfung seiner Neigung, aber er mußte freilich diesen Gedanken bald aufgeben, ohne indessen sich eine nur halbwege vernünftige Lösung des Räthsels denken zu können.

Jetzt war ihm nichts weiter klar, als daß er zu jener Zeit ein ganz außerordentlich dummer Junge gewesen sei, und sein Entschluß, heimzukehren, war eine Folge seiner Ehrenhaftigkeit.

Indessen wollte er nicht als armer Schlucker heimkehren, wie er gegangen war, er wollte selbstständig in jeder Beziehung vor sie treten, energisch fragen nach den Beweggründen ihres schlimmen Gebahrens, und dann, je nachdem, entweder der Mann seiner Frau sein, wenn gleich auf ein wenig andere Art als vorher, oder sich trennen von ihr für immer.

Wenn Ehrenhaftigkeit und Pflichtgefühl, und vielleicht ein Restchen Liebe für seine Quälerei ihn diesen Vorsatz fassen ließen, so mag es wohl sein,

daß auch die Neugier ein wenig Antheil hatte an seinem Entschluß.

Im Uebrigen war er auf dem besten Wege, denselben ausführen zu können.

Pereira war, von dem Sennor Camacho von Allem in Kenntniß gesetzt, auf der Hacienda seines Freundes erschienen, und auch jetzt seinem früheren Benehmen treu geblieben. Großmüthig maß er sich selbst die einzige Schuld an dem Unfall bei, und sprach den jungen Mann vollständig frei, ja, er belobte ihn seines guten Herzens halber.

„Ich hätte Sie, der Sie unser Land noch so wenig kannten, nicht gleich mit einem solchen Auftrag hinaussenden sollen," sagte er, „das war unüberlegt von mir, während Ihr Fehler blos aus einem allzu guten Herzen hervorging, und das ist in meinen Augen mehr eine Tugend, als ein Fehler."

Der gute alte Herr verfiel übrigens ziemlich rasch wieder in den seinigen, denn er vertraute Heinrich sofort Aufträge an, welche von noch größerem Belang waren, als jene ersten, und endlich schickte er ihn nach einer seiner Besitzungen, welche, einige Stunden von Santjago entfernt, an den Vorbergen der Cordillera lag.

Heinrich sollte dort das Geschäft in noch groß=

artigerem Maßstabe betreiben, als bisher, und Pereira ließ durchblicken, daß er im Sinne hatte, über kurz oder lang Chile zu verlassen und mit Heinrich nach Europa zurückzukehren.

Es war jenes Mal eine schlimme Zeit dort im Lande. Man stand am Vorabend der ersten Revolution, und die dumpfe, unheimliche Schwüle, welche ähnlichen Ereignissen vorausgeht, lastete schwer auf allen Gemüthern.

Pereira war als ein junger, vermögensloser Mann nach Chile gekommen und dort reich geworden. Ohne Zweifel hätte er nicht daran gedacht, nach Spanien zurückzukehren, aber es war ihm jetzt nicht mehr wohl unter den Partheien, welche sich gegenseitig anfeindeten und haßten.

„Ich weiß nicht, wem ich angehöre," sagte er, „wenn sie hier anfangen sich gegenseitig zu ermorden, denn daß es so kommen wird, ist leider zuverlässig. Spanien hat mich geboren, Chile erzogen, soll ich zu meinen Landsleuten halten, oder zu denen, welchen ich mein Glück verdanke, oder soll ich den Mantel nach dem Winde hängen? Das Letzte kann überdies schief ausfallen, denn wer weiß, wie solche Dinge ablaufen, und wenn es vielleicht eine Thorheit ist, seine Meinung in

dergleichen Dingen allzu offen auszusprechen, so ist es auf der andern Seite schuftig, aus Feigheit sich zu einer Parthei zu schlagen und deren Stichwörter mit einem geheuchelten Enthusiasmus nachzuschwatzen.

Man hat in unseren Tagen Gelegenheit genug, solche jämmerliche Menschen zu hören!

Ich aber will nichts von alledem. Ich will fort nach Spanien. Aber da ich weiß, wie es in solchen Fällen geht, so will ich vorher noch einige gute Züge thun. Alle Thüren und Herzen sollen dem lieben Pereira geöffnet sein, wenn er nach Villena zurückkehrt, und alle Welt soll sich an den herzigen Jungen erinnern, der fortlief von dort vor vielen Jahren. Goldene Unzen aber sind der beste Schlüssel zu Thür und Herz, und das trefflichste Zugpflaster für ein langsames Erinnerungsvermögen."

Und Heinrich half ihm getreulich solche Schlüssel gewinnen, mehr und mehr, denn wie es häufig zu gehen pflegt, nach dem ersten Unglücksfall schien das Glück ihn nicht mehr verlassen zu wollen, und da auch er reichlichen Antheil hatte an dem Gewinn seines Herrn, so dachte er manchmal fast mit Lächeln daran, wie er jetzt das Herz seiner Frida, so wie die Herzen der Tanten

gewinnen und aufschließen könne mit seinen goldenen Unzen.

Er dachte an solche, und auch so ziemlich an andere Dinge, als er eines Abends auf dem Balkon seiner Hacienda saß und hinausblickte in die Landschaft.

Es war kein Kampf zwischen Tag und Nacht. Es war einer jener sanften, friedlichen Uebergänge, die allenthalben reizend sind auf der Erde, doppelt prachtvoll aber in jenen Breiten.

Freilich hatte die Sonne ihren glänzenden Strahlenmantel mit sich genommen, als sie hinter den bewaldeten Bergen der Cuesta de Prado langsam verschwunden war, aber sie hatte eine liebliche Bläue zurückgelassen und ihr zu bleiben erlaubt, bis sie selbst wieder emporsteigen würde hinter den schneeigen Armen der hohen Cordillera, um sie mit einer Fluth von Gold zu übergießen, und dann ihre belebenden Strahlen auf's Neue zu senden über das Flachland.

Dann war der Mond emporgestiegen und hatte das rosige Licht seiner scheidenden Freundin in ein sanftes Blau verwandelt, das zitternd über die Fluren flog, gemengt mit tausend Wohlgerüchen, die der Hauch der Abendluft von den verschlossenen Kelchen der Blumen geküßt hatte.

Und über dem Allen schwebte die Unendlichkeit, gehüllt in ihren dunkelblauen Sternenmantel, der das Geheimniß der Ewigkeit birgt.

Heinrich blickte empor und verglich die tiefblaue prachtvolle Färbung jenes Himmels mit dem seiner Heimath, und hierauf die großen und glänzenden Fixsterne des südlichen Himmels mit jenen unserer Halbkugel. Dann stützte er den Kopf auf seinen Arm, und ließ seine Augen über die vom Mondlicht übergossene Fläche streifen.

„Bei uns tanzen die Elfen in solchen Nächten,“ sagte er, „und der Mond hat ein Gesicht wie ein freundlicher, dicker, alter Herr, der gemächlich heruntersieht auf die Erde, und dem Alles recht ist, was da passirt, vom verliebten Kater an, auf dem nächsten Dache, bis zum gelehrten Astronomen, der auf seiner Sternwarte sitzt und den alten Mondmann unverwandt mit seinem Fernrohre angafft, wie einfältige junge Leute bisweilen ältere zu lorgnettiren pflegen.

Aber ich wollte dennoch, ich sähe den alten deutschen Mond statt des amerikanischen, der wie eine Scheibe von polirtem Silber droben steht zwischen den großen und funkelnden Sternen.

Der sehr geehrte Leser mag wohl denken, daß

wir uns abermals auf das Gebiet des Heimwehs begeben wollen, aber dem ist nicht so.

Heinrich hatte kein Heimweh, aber — er fürchtete sich, er hatte Furcht vor gewissen schwarzen Augen, und, was das Schlimmste war, er wußte selbst nicht genau, fürchtete er zwei oder vier Augen.

Wollen wir bei der letzten Zahl stehen bleiben und bemerken, daß dies die Augen von Mariquita und Luz Urmeneta waren.

Die Hacienda des Sennor Urmeneta lag von der, welche er bewohnte, etwa eine Legua (eine und eine halbe Stunde) weit entfernt, so daß die Felder sich begränzten, und Heinrich hatte die Bekanntschaft des Sennor anfänglich in geschäftlicher Beziehung gemacht. Da aber anderthalb Stunden an einem Orte, wo uns chilenische Pferde zu Gebote stehen, so wenig eine Entfernung ist, als an einem andern, an welchem uns das Dampfroß seine Flügel leiht, so wandelte sich jene geschäftliche Bekanntschaft bald in eine freundliche um, und man war gegenwärtig auf jenem Standpunkte der Nachbarlichkeit angelangt, bei welchem man sich täglich besucht, und irgend ein schlimmes, oder wenigstens ganz besonderes Ereigniß befürchtet, wenn an einem Tage einmal der gewohnte Besuch ausbleibt.

Heinrich hatte sich anfänglich mit dem Sennor Urmeneta außerordentlich verständig über Weizen, Gerste, Mais, Ochsenhäute, Fett und Charque unterhalten, hierauf hatte er aber die Beobachtung gemacht, daß Marquita, die ältere, und Luz, die jüngere Tochter des Hauses, ihn unaufhörlich und mit unverwandten Blicken ansahen, so lange er sprach, und endlich fühlte er, oder glaubte wenigstens zu fühlen, daß diese vier schwarzen und dennoch Blitze sprühenden Augen auf ihn geheftet waren, auch wenn er nicht sprach, und wenn die beiden Sennoritas sich gar nicht ihm gegenüber, sondern an einer andern Stelle des Gemachs befanden, an welcher er sie gar nicht sehen konnte.

Da er ein artiger junger Mann war, so hielt er es jetzt für schicklich, sich mit ihnen zu unterhalten, wenn sie sich ihm gegenüber, und sich nach ihnen umzuwenden, wenn sie sich in seinem Rücken befanden, und da er es für unpassend hielt, mit zwei jungen Damen von Landesproducten und Victualien zu sprechen, so erzählte er denselben von seiner Reise, von Europa, von der Kleidung und der Frisur der Sennoritas in seinem Vaterlande, von ihrem Schmuck, von der Uniform der Officiere, von den prächtigen Verkaufsgewölben, von den prachtvollen und spottbilligen Sachen,

die man dort haben könne, und von tausend anderen Dingen mehr.

Unser Heinrich hatte anfänglich befürchtet, daß ihm der Stoff ausgehen würde für diese Unterhaltung, denn im Grunde hatte er wenig Erfahrungen gemacht und wenig gesehen in der Heimath. Er bemerkte übrigens bald zu seinem Troste, daß er nicht leicht in diese Verlegenheit kommen würde, und daß er sich in der Lage gewisser Ammen befände, welche mit einem halben Dutzend Mährchen ihr ganzes Leben lang in der Kinderstube auskommen. Denn die beiden jungen Mädchen schienen ein unbeschreibliches Wohlgefallen an seinen Schilderungen zu finden, und forderten ihn, so oft er Miene machte, zu schweigen, stürmisch auf, dies oder jenes zum zweiten Mal zu erzählen.

„Das von dem schillernden Seidenzeuge, das von Rechts gesehen grün, von Links roth ist, das von den winzig kleinen Tabaksdosen, die ein Stück spielen, oder das von den ungeheuren Federbüschen, welche die Senores officiales auf ihren Hüten tragen, und von ihren mächtigen Stiefeln und Pallaschen."

Davon, wie man sich liebe in Europa, sprach man nicht, endlich aber kam es Heinrich vor, als

habe man sich in Chile, und das zwar auf der Hacienda des Sennor Urmeneta, genau eben so verliebt, wie man es auf der ganzen Welt zu thun pflegt, mit der kleinen Abwechselung oder Veränderung höchstens, daß er in zwei Gegenstände auf einmal, und jene beiden gleichzeitig in ihn verliebt wären.

Er hatte sich hinein erzählt und getändelt in diese Doppelliebe, ohne anfänglich selbst an sie zu glauben, bis ihn ein Zufall aufklärte.

Eines Tages war er wie gewöhnlich zum Besuche gekommen, und da Urmeneta nicht zu Hause, war er, ebenfalls wie gewöhnlich, auf die Stube der Mädchen gegangen, und fand dort Luz allein.

Nach Mariquita fragte er nicht, sondern er nahm Platz neben Luz auf einem Divan, und, sonderbarer Weise, er wußte selbst nicht warum, sprach er heute nicht von Schiller-Taffet und Federbüschen, sondern von anderen ganz unbedeutenden Dingen, und endlich sprach er gar nicht mehr, sondern verschlang Luz mit den Augen.

Es ist nicht vollkommen unverzeihlich für einen jungen Mann, ein junges Mädchen, wie diese Luz mit den Augen zu verschlingen, an einem warmen und üppigen Sommermorgen, und allein mit ihr auf einem Divan. Und dieses Unterfangen wird

noch verzeihlicher, wenn man den so außerordentlich anspruchslosen und einfachen Morgenanzug in Erwägung zieht, den Luz wie alle ihre Landsmänninnen trug, und welcher einzig und allein —

Wir haben indessen gewichtige Gründe, uns nicht weiter mit der Schilderung dieser Toilette zu beschäftigen, sondern sagen nur, daß Heinrich bald beide Hände des jungen Mädchens in den seinen hielt, sie hierauf an seine Brust zog und mit glühenden Küssen zu überschütten begann.

Begann! Denn in diesem Augenblicke drang trotz des Taumels, in welchem er sich befand, ein tiefes und schmerzliches Seufzen in sein Ohr.

Er fuhr zurück und wand sich aus den Armen von Luz, welche ihn umschlungen hatte.

In einer Ecke des Gemaches, und auf den Hacken kauernd, saß Marquita so vollkommen gehüllt in ein großes Umschlagtuch, daß nur ihre Augen sichtbar waren.

Aber aus diesen Augen sprach ein so tiefes Weh, ein so unendlicher Kummer, daß Heinrich unwillkürlich und erschrocken die Hände zusammenschlug.

Nicht, weil er eine Verrätherin befürchtete, sondern aus Schrecken über den Schmerz, welchen er sie leiden sah.

War sie erst später in die Stube gekommen, oder kauerte sie bereits früher in jener Ecke, und er hatte sie nicht gesehen, weil er nur für Luz Augen hatte, er wußte das nicht, aber er schritt hastig auf sie zu, hob sie auf und bedeckte auch ihr leichenblasses Antlitz mit leidenschaftlichen Küssen.

Luz stand einige Augenblicke mit glühendem Antlitz und hochfliegendem Busen in der Mitte des Gemaches, dann verließ sie es leise und schweigend, während Marquita, schluchzend und einen Strom von Thränen vergießend, in den Armen Heinrich's hing.

Kurze Zeit darauf verließ der Letztere die Hacienda, ohne die Zurückkunft des Sennor Urmeneta abzuwarten, und das zwar halb und halb aus dem Grunde, weil er nicht wußte, was er den beiden Mädchen sagen sollte.

Die Sache scherzhaft zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn — und ernstlich!

Sollte er Luz sagen, daß er sie liebe, oder Marquita?

Der Wahrheit gemäß hätte er Beiden seine Liebe erklären können, aber zwei Schwestern zu gleicher Zeit! Das ging doch nicht. Wenigstens war es ihm noch nicht vorgekommen.

Er beschränkte sich also darauf, Beide geküßt zu haben, und ritt nach Hause.

Plötzlich schlug er sich vor die Stirn. Madame fiel ihm ein, sein häusliches Glück, Frau Frida!

Großer Gott! Wie war es möglich, daß er so lange vergessen konnte auf seine erste Liebe, auf seine reizenden Flitterwochen, auf die bösen Augen und die giftige Zunge seiner besseren Hälfte, und auf die Käserinden, welche er sie abnagen sah, und welche Operation man *sein* Abendbrod nannte.

Er gab jetzt seinem Pferde die Sporen und jagte wie toll davon, aber Frau Frida saß hinter ihm auf der Croupe, sie umschlang ihn keineswegs mit ihren Armen und raubte ihm den Athem, wie dergleichen Phantome dies bisweilen zu thun pflegen, denn sie hatte ihn überhaupt nie umschlungen, aber sie war eben da, sie blieb da, und wich und wankte nicht, und als er sein Haus erreicht hatte, begleitete sie ihn in seine Stube.

„Frida!" rief er aus, „Frida! o, mein Gott! und drüben die beiden Mädchen!"

Gewissermaßen war er in Verzweiflung, und vielleicht, wer kann das wissen, wäre er weniger in Verzweiflung gewesen, wenn „drüben" nur *ein* Mädchen gewesen wäre, und in Europa zwei Fridas.

Es war überhaupt eine tolle Geschichte mit seinem Ehestande, ganz abgesehen von den europäischen Zuständen, auch in Amerika ging es ihm sonderbar mit demselben. Er hatte zu Niemand gesagt, daß er verheirathet war. Es kam ihm vor, als sei das eine Schande für ihn. — Wenn er das Wort Hausherr hörte, schämte er sich in der That; sprach man von ehelicher Zärtlichkeit, so ward er roth, und wenn man der Kinder erwähnte, so fragte er sich, ob er denn nicht vielleicht gar als ein kleiner Junge im Hause der Frau Frida Dosel gewesen sei, den ihr der Storch gebracht habe, und nicht als ihr Mann.

Einmal zwar hatte er zu Pereira gesagt:

„Ich bin eigentlich in Deutschland verheirathet, und wir wissen nicht, aus welchem Grunde er das sonderbare Wort „eigentlich", welches gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem besagt, was es sagen soll, eben bei dieser Eröffnung anwendete, welche er seinem Gönner machte.

Pereira aber erwiederte:

„Schön, und wenn ich eine Tochter hätte, so müßten Sie mein Schwiegersohn werden."

Hatte Heinrich sich schlecht ausgedrückt in der spanischen Sprache?

Hatte er zu leise gesprochen?

Oder war Pereira eben an jenem Tage harthörig?

Heinrich wußte das nicht, und die Sache war auch nicht gefährlich, da der Alte kinderlos war, aber er erwähnte ferner seiner ehestandlichen Würde mit keiner Silbe mehr, und jetzt — er wußte nicht, sollte er sich darüber freuen, oder seine Verschwiegenheit beklagen.

Ueberhaupt war er in mächtiger Unentschiedenheit befangen, und es klingt sonderbar, wenn wir sagen, daß er auf der einen Seite fest entschlossen war, pflichtgetreu nach Hause zurückzukehren, und auf der andern sich fragte, ob er Marquita mehr liebe, oder Luz, und daß es ihm zu Muthe war, als müsse sein Herz brechen bei der Scheidung von den Mädchen.

Was diese selbst betraf, so schienen sie entschlossen zu sein, das Weib der Schwester aufzuopfern, das heißt, sie liebten ihn Beide, aber sie überließen ihm die Entscheidung und thaten nichts, seine Wahl zu lenken.

Ein einziges Mal sagte Marquita, wenn gleich nur leicht hingeworfen:

„Luz ist verlobt."

Aber das machte nur wenig Eindruck auf Heinrich. Der Sennor Crespo, mit welchem, wie er

wohl wußte, Luz in der That versprochen war, lebte drüben „auf der andern Seite,“ wie man in Chile zu sagen pflegt, das heißt in Mendoza, jenseit der Cordillera, und es kam Heinrich vor, als sei das aus der Welt, und der gute Crespo, den er sich als einen langweiligen alten Herrn dachte, nur wenig zu fürchten.

An alle diese Dinge dachte er eben an jenem Abend, als er, auf dem Balcon seiner Hacienda sitzend, hinausblickte in die Mondnacht, und da er sich des Zwiespalts in seinem Innern bewußt war, gleichzeitig aber fühlte, daß er dessen nicht Meister werde, nicht Herr seiner selbst, so wünschte er sich weit weg, — — mit demselben Ernste und wirklichen Willen, wie man sich bisweilen den Tod wünscht, oder andere angenehme Dinge.

Am andern Morgen traf unvermuthet Pereira ein.

Der wackere Sennor reiste jetzt häufiger als früher, denn zum Theil war durch Heinrich's Eintritt in sein Geschäft eine erneute Thätigkeit über ihn gekommen, theils aber dachte er ernstlich an seinen schon früher gefaßten Vorsatz, das Land zu verlassen, verkaufte hin und wieder einzelne Grundstücke, welche er an verschiedenen Orten besaß, und war gleichzeitig beschäftigt, durch größere

Geschäfte das goldene Schlüsselbund zu mehren, mit dem er die Herzen in Villena, seiner spanischen Geburtsstadt, erschließen wollte.

„Wissen Sie, mein theurer junger Freund," sagte er zu Heinrich, „daß ich seit einigen Tagen leidenschaftlich schwärme für Ochsen und ihre Häute? Das heißt, auf die Weise, daß wir Vieh kaufen so viel als möglich, es schlachten, das Fleisch salzen oder trocknen, und dann dieses sowohl, als die Häute, an die Herren Engländer verkaufen, welches Geschäft eben jetzt höchst profitabel ist."

Heinrich fragte, aus welchem Grunde?

„Weil," sagte Pereira, „die Engländer nahebei noch ehrlichere Bursche sind, als die Nordamerikaner.

„Ich sage nahebei, denn ich will Niemand zu nahe treten oder allzu sehr loben.

„Kaum aber haben diese wackeren Geschäftsleute in Erfahrung gebracht, daß man hier sich nächstens in die Haare gerathen und ein wenig Revolution machen wird, so sind sie auch schon da, um zu helfen und zu rathen, und ich habe in meinem ganzen Leben nicht so viele lange blonde Menschen hier im Lande gesehen, als eben jetzt.

Unseren Chilenen, den Patrioten, rathen sie, das spanische Joch abzuschütteln und freie Män=

ner zu werden, wie sie selbst. Sie versprechen ihnen erfahrene Officiere, Kanonen, Gewehre und Munition, und die Patrioten ihrerseits, die sich täglich besser organisiren, versprechen, nichts ist natürlicher, Handelsvortheile für die Söhne Albions.

„Aber was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Man soll nicht sagen können, daß das lustige, grüne Altengland parteilich sei.

„Sie sprechen also auch mit den Altspanischen, mit den Königlichen. Wenn es einerseits im Interesse des Fortschritts liegt, Revolution zu machen unter irgend einer zeitgemäßen Firma, so liegt es andererseits im Interesse des conservativen Princips, das Gleichgewicht nicht zu stören. Wer ist conservativer, im edlen Sinne des Worts, als England? Es werden also Kriegsschiffe erscheinen an unserer Küste, welche im Nothfalle dieses Gleichgewicht schützen, stützen, aufrechthalten. Seid also unverzagt, ihr edlen Beschützer der königlichen Rechte in Chile!

„Und diese Beschützer ihrerseits versprechen, nichts ist natürlicher, Handelsvortheile für die Söhne Albions.

„Noch viel natürlicher ist es aber, daß ein kluger Mann, welchem man einen Vortheil verspro-

chen hat, vorher sich von der Wesentlichkeit dieses Vortheils versichert.

„Aus diesem Grunde, um eine vorläufige Einsicht zu nehmen, liegen bereits jetzt schon an verschiedenen Punkten unserer Küste englische Handelsschiffe, welche Geschäfte machen, und die Patrioten sehen ihnen durch die Finger, der Freiheit halber, die Königlichen des Gleichgewichts wegen, und während sonst unsere spanische Douane zehn Teufel im Leibe hatte, scheint sie gegenwärtig blind zu sein."

„Das heißt," versetzte Heinrich, „wir wollen einfach ein wenig schmuggeln!"

„Doppelt, mein lieber Sohn, rief Pereira, „doppelt! Das heißt, während ich von hier aus die Waare zur Küste schaffe, bringen Sie dieselbe über die Berge, über die Cordillera, und abermals zollfrei. Ihr Geschäft ist ein wenig schwieriger als das meinige, aber Sie sind dafür auch jünger als ich, und hinreichend gewandt."

Hierauf setzte er Heinrich seinen Plan auseinander. Er war ziemlich einfach dieser Plan, und ich zweifle nicht, daß man noch heute eben so nach demselben arb eitet, wie zu jener Zeit, und fiel man gerade nicht der Douane in die Hände, verhungerte im Schnee, brach den Hals, oder kam auf irgend

eine andere Weise um's Leben, so war er jedenfalls auch höchst profitabel.

Es war nichts weiter zu thun, als drüben, jenseit der Cordillera, eine tüchtige Heerde Vieh zu kaufen, welches dort bedeutend billiger ist, als diesseits, und dieses wo möglich auf Schleifwegen, welche den Douaniers wenig oder gar nicht bekannt waren, herüber zu bringen. Man bedarf kaum sechs oder acht berittene Männer, um tausend Rinder zu führen und zu lenken; aber da man wegen einer Kleinigkeit von tausend Stück nicht anfängt, und nicht selten acht bis zehntausend Thiere auf diese Weise über die Berge schmuggelt, so hat man zugleich ein artiges, bewaffnetes Häufchen von Männern beisammen, wenn gleich mit der steigenden Größe der Heerde die der Treiber eher ab- als zunimmt.

Natürlich weicht man einem Kampfe so lange als möglich aus, und ist dieser nicht zu vermeiden, so wirft sich ein Theil der Schmuggler den Douaniers entgegen, während ein anderer mit dem Vieh zu entkommen sucht.

Zur Zeit, als ich in Chile war, bestand die Haupttaktik der ersteren darin, eines oder mehrere bekannte Gehöfte zu erreichen, in welchen bereits Vorkehrungen getroffen waren, die Thiere so rasch

als möglich zu zeichnen, das heißt ihnen das Zeichen des Besitzers mit einem glühenden Eisen aufzubrennen. Einmal gezeichnet, hat die Douane keine Macht mehr über sie.

Heinrich kannte so ziemlich dieses Verfahren und wußte, daß es keinen geringen Vortheil abwarf, indem der Zoll für ein Thier einen spanischen Thaler betrug. Er wußte ferner, daß man die berittenen Begleiter der Heerde, die Hirten oder Schmuggler, wie man sie eben nennen will, meistens erst an dem Orte anwirbt, an welchem man das Vieh kauft, und er sagte daher zu Pereira, daß er für sich keiner großen Vorbereitungen bedürfe, und in einigen Tagen, ja schon früher, zur Reise bereit sein werde.

„Schön," sagte Pereira, „die Mädchen sind ebenfalls bereit."

„Welche Mädchen?" rief Heinrich, obgleich er gewisse Vermuthungen hegte, in Folge welcher ihm das Herz heftig zu pochen begann.

„Ach," erwiederte der alte Sennor, „ich vergaß ganz Ihnen zu sagen, daß Marquita und Luz Sie begleiten werden, das heißt, daß der Sennor Urmeneta Sie ersuchen wird, die beiden Kinder mitzunehmen. Luz soll zu ihren künftigen Schwiegereltern gebracht werden, und ihre Ver-

mählung mit Crespo wird kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Mendoza gefeiert werden. Marquita," fügte Pereira, trotz der offenbar auffälligen Gemüthsbewegung Heinrich's, mit unendlich unbefangenem Tone hinzu, „Marquita kann, wenn sie will, eine Zeit lang drüben bei den Neuvermählten bleiben, oder sie kann auch wieder mit Ihnen zurückkehren. Je nachdem eben."

„Werden die Sennoritas die Beschwerden einer solchen Reise ertragen?" sagte Heinrich, welchen dieser Vorschlag, oder besser diese Nachricht erbeben ließ, ob vor Schrecken oder Freude, war ihm selbst nicht vollständig klar.

„Caramba," erwiederte Pereira, „warum denn nicht? Hinüber machen Sie langsame Märsche, kleine Tagereisen, Diego und Pedro, die beiden Bursche, welche alle Wege und jeden Stein auf denselben kennen, begleiten Sie, und ein Schneefall ist kaum mehr zu befürchten. Geht Marquita wieder mit herüber, so folgen Sie mit ihr und den zwei Peons langsam dem Zuge. Die Burschen, welche man Ihnen drüben geben wird, sind zuverlässig, und Ihr Hauptgeschäft ist immer das Einkaufen unserer Waare."

Heinrich fügte sich und erklärte, daß er bereit

sein werde, sobald es den Sennoritas gefällig wäre zu reisen, und Pereira nahm unbefangen Abschied.

Als er fort war, stellte unser junger Freund indessen Betrachtungen an.

„Was soll das bedeuten," sagte er zu sich selbst, „sollte der Herr Papa Urmeneta nicht bemerkt haben, daß wir Drei auf eine ganz absonderliche Art in einander verliebt sind? Das ist kaum denkbar, und wenn, warum macht er gerade mich zum Hüter seiner Schäflein? Und dann ist es wieder sonderbar, daß mein alter Sennor Pereira mir anfänglich da von der Schwierigkeit des Schmuggelgeschäfts spricht, und nachher soll ich hinterher ziehen, die Rinder laufen lassen, und Marquita begleiten. Hm!"

Daß es ihn kümmerte und widerstrebte, Luz ihrem Bräutigam zuzuführen, verschwieg er sich selbst.

Hätte er ein Gespräch zwischen Urmeneta, seinem alten Bekannten Camacho und Pereira belauschen können, welches die drei Sennores einige Tage zuvor auf Urmeneta's Hacienda pflogen, so wäre ihm ohne Zweifel mehrerlei klarer gewesen.

Sie hatten längere Zeit über das von Pereira

beabsichtigte Geschäft gesprochen und sich zugleich alle Drei höchst günstig über Heinrich geäußert, welchem der Einkauf und die oberste Leitung desselben übertragen werden sollte.

Endlich sagte Urmeneta:

„Wenn ich wüßte, daß es Ihnen, mein alter Freund Pereira, nicht unlieb wäre, so würde ich eine Bitte an Sie stellen. Mein zukünftiger Schwiegersohn in Mendoza dringt auf seine Vermählung mit Luz, und ich selbst wünsche sie bald verheirathet zu sehen. Wie wäre es, wenn Don Enrique das Kind nach Mendoza mit sich nehmen würde?"

Pereira und Camacho wechselten unwillkürlich einen flüchtigen Blick, und da der Vater der Braut jetzt jenen eigenthümlichen, fragenden Ton von sich gab, mit welchem sonst die Chilenen so häufig ihre Reden schließen, antwortete Camacho mit dem eben so beliebten:

„Quien sabe!" Wer weiß!

Urmeneta lächelte.

„Glauben denn meine beiden alten Freunde," sagte er, „daß ich blind geworden bin? Valga me Dios, ich habe so gut wie andere Leute gesehen, daß Ihr Sennor Doselio in Luz, und diese in ihn verliebt ist; aber ich habe auch gesehen, daß dies derselbe Fall ist mit meiner Marquita und

dem Sennor Doselio. Natürlich wird diese die Reise ebenfalls mitmachen."

„Ah," sagte Pereira, „wir haben also hier zwei Sennoritas und zwei Duennas, und Alles das vereinigt in zwei Personen!"

Urmeneta nickte mit dem Kopfe, und Camacho sagte:

„Ich habe vom ersten Augenblicke an, trotz jener schlimmen Geschichte, eine gewisse Vorliebe für Don Enrique gehabt; es ist ein tüchtiger und braver Mann, der junge Deutsche, und ich glaube, er ist auch gut," setzte er mit einem Blicke auf Pereira hinzu.

„Ja," erwiederte dieser, „er ist gut, und unter gewissen Umständen würde ich Sorge tragen, daß er noch besser werden würde."

Urmeneta schien dies nicht zu hören, oder die Anspielung nicht zu verstehen; er wiederholte, wie ihm viel daran gelegen sei, seine jüngere Tochter bald in das Haus der Eltern des Sennor Crespo zu bringen, und hierauf baldigst ihre Hochzeit auszurichten, und Pereira erklärte sich bereit, Alles nach seinem Wunsche zu ordnen.

Als später Camacho und Pereira allein waren, sagte Camacho:

„Es ist ein schlauer Fuchs, dieser alte Urmeneta.

Ihr Don Enrique weiß selbst nicht recht, in welche der beiden Mädchen er am meisten verliebt ist. So wird er auf die rechte Spur geleitet. Daß er die Luz nicht haben kann, begreift er natürlich, da er sie selbst in's hochzeitliche Bett führen soll. Wer bleibt ihm da Anderes übrig, als die Marquita? Und dann werden sie es wohl so einrichten, daß er die Hochzeit mitmachen muß. Das zieht! Caramba! Man weiß, wie toll und versessen die jungen Leute auf's Heirathen werden, wenn sie vor ihren Augen ein paar Andere den verhängnißvollen Schritt thun sehen."

„Dann kann er Marquita sogleich wieder mit herübernehmen," sagte Pereira, „ich habe nichts dawider, wir haben dann hier ebenfalls eine Hochzeit, und im Fall er und ich das Land verlassen, so folgt ihm die junge Frau ohne alles Bedenken!"

„Sie bleiben hier!" rief Camacho. „Fortlaufen, warum nicht gar! Es wird nicht so gefährlich werden. Verheirathen wir nur zuerst den Don Enrique mit seiner Marquita, dann wird Alles gut."

Also ward beschlossen im Rathe der Alten, und da Niemand wußte, daß dieser Don Enrique oder Heinrich Dosel „eigentlich" oder gewissermaßen

bereits verheirathet war, so dachte natürlich auch Niemand an seine trauernde Strohwittwe, die liebenswürdige Frida in der fernen Heimath.

4.

Auf der hohen Cordillera.

Und sie begann zu klagen und zu seufzen,
Daß er nicht blos an sie gedacht, wohl wissend,
Wie blitzschnell eine Leidenschaft erwächst,
Wenn deren Keim bereits im Herzen lag.
Keats.

Pablo, welcher längst seine frühere Beschäftigung als Lohndiener oder Peon aufgegeben hatte, und bei Heinrich in Dienst stand, äußerte seine Bedenken über die Reise, oder besser über die Ausrüstungen für dieselbe.

„Die Herren da drüben, auf des Sennor Urmeneta Hacienda, scheinen das Ganze als einen Spazierritt zu betrachten," sagte er, „und dennoch ist es ein wenig mehr. Diego und Pedro sind zuverlässige Bursche, das ist keinem Zweifel unterworfen, und sie sind auch des Weges trefflich

kundig, aber — es giebt Fälle, wo alle Kenntniß des Weges nichts mehr nutzt. Man hätte Ihnen mehr Leute mitgeben sollen.

„Was sind das für Fälle?" sagte Heinrich.

Pablo blickte aufmerksam nach den Gipfeln der hohen Cordillera, welche über die Vorberge hervorragten, an welchen letzteren Heinrich's Hacienda gelegen war, dann sagte er:

„Wir wollen das Beste hoffen."

„Das will nichts bedeuten," rief Heinrich ärgerlich, „sage, was Du befürchtest, damit ich meine Maßregeln nehmen kann."

Pablo schwieg einige Augenblicke, dann sagte er:

„Ich befürchte nichts, ich meine nur, ich glaube, daß gewisse Dinge vielleicht möglich wären, und daß es sein könnte, daß Fälle eintreten würden, oder daß unvorhergesehene Zufälligkeiten sich ereignen könnten — —"

Heinrich wandte sich, und ging, ohne ein Wort zu sagen. Er kannte Pablo zu gut, um hoffen zu dürfen, ein Wort über seine Befürchtungen aus ihm herauszubringen, und er glaubte zugleich schließen zu können, daß Vorkehrungen wenig oder nichts helfen würden für die Fälle, deren Eintreten er befürchtete.

„In Gottes Namen," sagte er zu sich selbst,

„es wird endlich auszuhalten sein, und wird so arg nicht werden. Der gute Pablo fängt an eifersüchtig zu werden auf jeden andern Diener, der in meine Nähe kommt, und es verdrießt ihn, daß Pereira die beiden anderen für meine Begleitung bestimmt hat, während es eigentlich ein Compliment ist für ihn, daß man ihm Alles anvertraut hat auf der Hacienda während meiner Abwesenheit."

Er hatte in der That flehentlich gebeten, ihn seinen Herrn begleiten zu lassen, aber Pereira hatte es hartnäckig abgeschlagen. Da er nach Valdivia zurückreisen wollte, und wußte, daß Heinrich länger, als dieser selbst vermuthete, in Mendoza aufgehalten werden würde, so wollte er für diese Zeit einen zuverlässigen Menschen auf der Hacienda haben. —

Kaum hätte man die Verhältnisse errathen, welche zwischen unseren Reisenden bestanden, wenn man dieselben einige Tage später dahinziehen gesehen hätte, über die Vorberge der Cordillera.

Zwei fröhlich plaudernde, ja selbst schäkernde junge Mädchen, und in ihrer Mitte unser Freund Heinrich, ebenfalls offenbar in heiterster Laune, und bald mit dieser, bald mit jener seiner beiden

Begleiterinnen scherzend und allerlei Possen treibend.

Hinter ihnen, in einiger Entfernung, die beiden Knechte Pedro und Diego, und den Schluß machten zwei beladene Maulthiere und ein Saumroß, die den Knechten folgten, etwa wie bei uns ein Hund seinem Herrn nachläuft, denn nur bei wenigen Gelegenheiten wird es nöthig, auf Reisen dort im Lande dem Saumthiere eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie folgen von selbst dem Zuge der Reisenden, und hüten sich wohl, allzu weit zurückzubleiben, oder sich gar zu verlaufen.

Von dem eigentlichen Zwecke der Reise war unter den jungen Leuten nicht gesprochen worden, weder zu Hause, noch jetzt, da man dieselbe bereits angetreten hatte.

Man hatte den Tag besprochen und die Stunde der Zusammenkunft, und zur bestimmten Zeit waren die beiden Mädchen mit den Knechten und den Saumthieren auf Heinrich's Hacienda erschienen. Ihr Vater hatte sie nicht bis dorthin begleitet, auch Pereira oder Camacho nicht, ohne Zweifel, um sich den Abschied nicht zu erschweren, und Heinrich wußte nicht, ob sich Luz ohne Kampf darein ergeben, Crespo's Gattin zu werden. Daß

sie wenig Neigung mehr zu diesem hatte, glaubte er wohl bemerkt zu haben, obgleich er niemals mit ihr über ihn gesprochen hatte.

Aber sie ward düster und verstimmt, wenn Andere seiner erwähnten, und wenn ihr Vater, oder seine beiden Freunde, in der Weise von der bevorstehenden Vermählung sprachen, wie ältere Herren unter ähnlichen Verhältnissen dies bisweilen zu thun pflegen, verließ sie stets das Zimmer, weniger jungfräulich erröthend, als ärgerlich.

Als beide Mädchen an jenem Morgen bei Heinrich eintrafen, war ihr Benehmen ernst und gemessen, und der Abschied vom Vaterhause allein trug wohl nicht die Schuld dieser Stimmung.

Aber diese schien vollständig verschwunden zu sein, nachdem man einige Stunden zurückgelegt hatte.

Luz selbst begann zuerst heiter zu werden und zu scherzen, und Marquita verfiel bald in den gleichen Ton.

Wer vermag zu bestimmen, ob die Schönheit der Gegend und die mannigfache Abwechselung, die sie bot, diese Veränderung hervorgerufen, oder ob sie die Folge eines festen Willens der beiden Mädchen war?

Wenn die Frauen *wirklich wollen*, vermögen sie sich auf eine merkwürdige Art zu beherrschen.

Nur ist es schade, daß dieses wirklich Wollen verhältnißmäßig nur selten eintrifft, und dann nicht eben immer zum besondern Vortheile des Individuum, welchem gegenüber man sich ausnahmsweise zu beherrschen beliebt.

Nehmen wir an, daß Luz und Marquita durch die Annehmlichkeiten der Gegend erheitert wurden, und durch den Reiz der Neuheit, welche sie ihnen bot.

Und sie ist wirklich schön diese Fülle von landschaftlichen Bildern, dieser stete Wechsel von Pittoreskem und Lieblichem, der in den Vorbergen der Cordillera Chiles stattfindet, und der sich uns bietet bis zu einer ziemlichen Höhe, in welcher alsdann die Großartigkeit des Hochgebirges hin und wieder abermals unterbrochen wird durch eine nicht minder großartige Fernsicht über das Flachland.

Von weiter Ferne aus gesehen, bemerkt man sie kaum, diese bewaldete Hügelreihe, welche durch einen großen Theil Chiles den Fuß der Cordillera begleitet, nur das eigentliche Gebirge selbst, die riesige Kette der Anden, fällt uns in's Auge,

scharf sich abzeichnend am prachtvoll blaugefärbten Himmel, mit ihren schneebedeckten Hörnern und Kämmen, die, von der Sonne beleuchtet, bisweilen zu glühen scheinen.

Dann glauben wir, näher gekommen, einen schmalen dunklen Saum am Fuße der Bergkette zu bemerken, aber erst wenn die gigantischen Formen schon in majestätischer Größe vor uns sich entfaltet haben, löst jener dunkle Saum sich auf in eine waldige Hügelreihe.

Ein Zwerg zu den Füßen eines Riesen, eine Maus neben einem Elephanten.

Besonders in der Nähe einer Stadt ist unweit dieser bescheidenen Vorhut des Gebirges ein regeres Leben, als draußen im Flachlande.

Ländliche Wohnungen liegen dort gedrängter und häufiger, nur selten finden sich uncultivirte Stellen, und aller Verkehr ist lebhafter und lebendiger.

Maulthiere, beladen mit Klee und anderm Grünfutter, und fast gänzlich bedeckt und verborgen durch ihre Last, kommen uns entgegen.

Pferde, welche in mächtigen Körben Früchte tragen, folgen ihnen, während andere mit Gemüse beladen sind, und in langen Reihen Maulthiere an uns vorüberziehen, welche Brennholz in's Flachland tragen.

Häufig holt uns auch ein Reiter ein, der wie wahnsinnig an uns vorüberjagt, und wären wir ein vollkommener Neuling im Lande, so könnten wir wohl glauben, daß eine Rotte blutdürstiger Mörder auf seinen Fersen, oder daß er eine Nachricht zu überbringen habe, die über Tod und Leben entscheidend wäre.

Plötzlich aber hält der Eilende einen Augenblick an, formt sich eine Cigarre, und reitet dann mit großer Gemüthsruhe im Schritt weiter, um vielleicht an einer Fonda, in einem an der Straße liegenden Wirthshause, stillzuhalten und ein Glas Wein zu trinken.

Diese Fonda und die anderen ländlichen Wohnungen, an welchen wir vorüberkommen, sind mit Weinreben überzogen, an welchen die Purpurtraube von Concepcion glüht, und das Dach des netten Hauses beschattet häufig ein riesenhafter Feigenbaum, und haben wir die Fonda, oder die kleine Hacienda im Rücken, so ziehen wir an einem Weizenfeld vorüber, dessen Aehren das fünfzig- und sechszigfache Korn geben, oder an einem Acker mit Mais, dessen riesige Kolben uns Verwunderung und Erstaunen abnöthigen, oder an einem in prachtvollem Grün prangenden Kleefelde.

Ueberhaupt ist Grün, die Lieblingsuniform der

Vegetation, hier die herrschende Farbe, während weiter gegen die See zu, im Flachlande, ein dürrer und von der Sonne gebrannter Boden uns nicht selten sein leidiges Braun zeigt.

Hier aber, unweit des Gebirges, fällt bisweilen Regen, der dort nur spärlich, und zu bestimmten Zeiten, vom Himmel gespendet wird, und auch die von der Cordillera kommenden Flüsse gestatten hier noch eine reichliche Wässerung der Felder, welche weiterhin gegen das Land nicht so verschwenderisch betrieben werden kann. Darum in der Nähe der Berge der üppige Pflanzenwuchs.

Allmälig aber wird derselbe spärlicher, kaum kommt man noch an einer Wohnung vorüber, und die lebende Staffage der Landschaft besteht jetzt nur noch aus Maulthieren, welche mit Holz belastet an uns vorüberziehen, und plötzlich, wir wissen selbst nicht recht, wie das gekommen ist, befinden wir uns in einer Steinwüste, in einem Felsenmeer.

Ein Bergstrom strömt brausend und ungestüm durch die wild durcheinander geworfenen Gesteinstrümmer, oder stürzt sich grollend und zürnend eine kurze Strecke lang zwischen Felswänden hindurch, die ihn zusammenpressen.

Er könnte Euch Mancherlei erzählen, dieser

Sohn der Berge, von den gewaltigen Höhen der Anden, die noch nie eines Menschen Fuß betreten, von ihren tiefen und furchtbaren Schluchten, in welche nur das Auge des Condor geblickt, und von dem dumpfen Grollen der Vulkane, an deren Fuß er vielleicht sich hastig vorübergestürzt hat.

Denn er ist nicht geboren wie die Flüsse anderer Länder, er ist kein quellenerzeugtes Kind der alten Mutter Erde, die in ihrem mütterlichen Schooße die Thränen der Wolken empfangen und gesammelt hat, um sie als lebenbringende Adern wieder strömen zu lassen durch Thal und Ebene, Wald und Stadt. — Droben auf den höchsten Spitzen der Anden, auf ihren mit ewigem Eis bedeckten Gipfeln haben die Strahlen der Sonne ihn den Gletschern abgeschmeichelt, damit er unten Segen bringe und Fruchtbarkeit dem Lande, ihrem Liebling, auf welchen sie täglich lächelnd niederblickt.

Der Reisende, welcher so plötzlich sich in diese wilde Umgebung versetzt sieht, glaubt meistens bereits das eigentliche Gebiet der Bergeskönigin, der hohen Cordillera, erreicht zu haben, aber er täuscht sich. Es ist nur ein vorgeschobener Posten, ein kleiner Vorgeschmack dessen, was noch kommen soll.

Denn der Fluß nimmt jetzt eine andere Rich-

tung, die Felsen, zwischen welchen man sich vorher mühsam hindurchwinden mußte, verschwinden allmälig, um Bäumen und Gesträuchern Raum zu geben, und man befindet sich, eben so unerwartet wie vorher zwischen dem starren Gestein und am Ufer des brausenden Flusses, in einem lieblichen Gehölze aus Myrten- und Laurusarten, auf deren Zweigen sich der rothbrustige Staar*) wiegt, oder deren Blüthenkelche der Riesenkolibri**) umschwärmt, um mit seiner langen und spitzen Zunge kleine Insecten aus demselben zu holen.

Wir finden unsere kleine Karavane, welche wir, lieben Erinnerungen fast allzu lange nachhängend, beinahe aus dem Auge verloren, in einem ähnlichen kleinen Wäldchen wieder.

„Ist es nicht lächerlich," sagte Luz, „daß uns Ihr Pablo solche Furcht machte vor den Bergen, während wir hier durch einen prächtigen Wald reiten, wie ich kaum noch einen gesehen, und der, so viel man sehen kann, noch lange dauern wird, obgleich wir schon ziemlich hoch sein müssen."

„Nun, was die Höhe betrifft," erwiederte Heinrich lachend, „so will das wenig bedeuten,

*) Sturnella militaris.

**) Trochilus gigas. Er erreicht fast die Größe einer Schwalbe, und wird bis nahe zur Schneegränze getroffen.

wir sind kaum einige Stunden bergan geritten, und das auf keineswegs steil ansteigendem Wege. Das wird und muß auch noch besser kommen. Aber jetzt fragt es sich, wo und wie wir übernachten, denn der Abend ist nicht mehr fern."

Die Mädchen riefen, daß sie im Freien bleiben wollten, um sich gleich daran zu gewöhnen, da man ihnen gesagt hatte, daß sie einige Nächte auf solche Weise zubringen müßten, aber Diego, welchem die Hauptführung des Zuges anvertraut war und den Heinrich herbeirief, erklärte, daß man für heute in einem Hause bleiben werde, welches nicht weit von hier läge, und da man morgen, vor Einbruch der Nacht, noch die eigentliche Bergstraße erreichen werde, so würden die Sennoritas vielleicht eher, als es ihnen lieb sein dürfte, ihren Wunsch, im Freien zu schlafen, erfüllt sehen.

Wirklich erreichte man bald darauf ein im Walde gelegenes Haus, in welchem unsere Reisenden die freundlichste Aufnahme fanden, da, abgesehen von der gastfreundlichen Sitte, welche in ganz Chile herrscht, überdies noch die beiden Knechte bereits früher mehrmals dort eingekehrt waren.

Es giebt zwei Unvermeidlichkeiten, welche stets mit einem ähnlichen Empfange in Chile verknüpft sind.

Die erste ist die, daß der Hausherr, und neben ihm meist noch eine gewisse Anzahl anderer Bewohner des Hauses, mit Knitteln, Steinen und mehrfachem, eben nicht niet- und nagelfestem Hausgeräth die Hunde bearbeiten, welche sich in ungeheurer und häufig den Besitzern des Hauses selbst unbekannter Anzahl in und um dasselbe aufhalten, und jeden Fremden mit wüthendem Gebell empfangen.

Der Nutzen, welchen diese Thiere gewähren, ist, nach genauen und gewissenhaften Forschungen, welche wir selbst an Ort und Stelle angestellt haben, ein zweifacher, und zugleich ein auf rein moralischer Basis beruhender.

Einmal gewöhnt sich das Auge durch den steten Anblick dieser über alle Beschreibung abscheulichen Köter an die Ertragung des Häßlichen, und zweitens dient die ungeheure Anzahl von Flöhen, welche durch die Unreinlichkeit dieser Hunde erzeugt wird, dazu, den inneren und äußeren Menschen in Geduld zu üben und zu befestigen, denn daß die Jagd und der Fang dieser Insecten, wie ein Reisender vor uns behauptet hat, den Eingeborenen eine Erholung gewähre, haben wir selbst nie beobachten können.

Was die zweite Unvermeidlichkeit betrifft, so

besteht solche darin, daß man nach Beseitigung der Hunde eine, oder nach Bedürfniß mehrere Hennen schlachtet, oder mit einem Knittel erschlägt, brüht, rupft und mit taschenspielerartiger Schnelle und Fertigkeit eine Casuela, eine Hühnersuppe, bereitet, welche trefflich schmeckt, obgleich wir niemals im Stande waren klar zu entwickeln, ob nicht dasselbe Wasser, welches dazu diente, das Huhn zu brühen, auch zur Suppe selbst benutzt wurde.

Es hätte wohl ein artiges Bild gegeben, wenn Jemand die Gruppe skizzirt hätte, welche sich, nach Beseitigung der Hunde, um das Feuer gebildet hatte, an welchem die Casuela sprudelte.

Zuerst die zahlreichen Bewohner des Hauses, zwei Alte, um welche sich Söhne und Töchter mit ihren Frauen und Gatten gelagert hatten, dann zahlreiche Enkel, schlafend, balgend, oder auf die Casuela wartend, die jüngsten wohl auch getränkt am mütterlichen Busen.

Hierauf unsere Reisenden. Marquita und Luz, um welche sich die jungen Frauen des Hauses beschäftigten, dienstfertig und neugierig zugleich, die Knechte plaudernd mit den Männern, Heinrich endlich vorzugsweise beachtet von den Alten, beehrt mit dem besten Platz am Feuer, und offen-

bar angesehen als das Oberhaupt der Karavane.

Und alle diese lebensfrischen und sonnenverbrannten Gesichter, scharf beleuchtet von dem hoch auflodernden Feuer, das zugleich flackernde Streiflichter warf auf das von braunem Holz erbaute und mit einem Vordach von Laubwerk versehene Haus.

Als wenig entfernter Hintergrund dann der Wald, an dessen Saum die Pferde und Maulthiere standen, welche bereits gute Kameradschaft geschlossen hatten, und die man abgesattelt hatte, um auf den Pelzdecken, aus welchen der chilenische Sattel besteht, sich am Feuer zu lagern, während man ihnen die Erlaubniß ertheilte, sich ganz nach Belieben ihr Abendbrod selbst zu suchen.

Wie gesagt, es wäre das wohl ein nettes Bild geworden an jenem Abend, aber daran dachte wohl blos Heinrich allein, da die Uebrigen solche nächtliche Scenen gewöhnt, und sie wohl selbst den beiden Mädchen nicht fremd waren, indem man sich bei ländlichen Festen in Chile gern des Abends um ein Feuer schaart, gebietet es auch nicht gerade die Kühle der Jahreszeit.

Als man sich gesättigt und der Alte einen

Schlauch mit Wein gebracht zu Ehren der Gäste, sprach man von diesem und jenem.

Heinrich betrachtete man als einen weit und viel gereisten Mann, der fabelhafte und ausgebreitete Kenntnisse besitze und tausend schöne Dinge zu erzählen wisse.

So arg war das nun freilich nicht. Weit her kam er wohl, aber erlebt und gesehen hatte er doch nicht so besonders viel, und die merkwürdigsten Sachen aus seinem Leben wollte er nun eben nicht zum Besten geben.

Da war das Beste, das Schlimmste.

Frau Frida und seine räthselhafte Ehe, und dann sein lieber Freund Karl, der ihn in's Wasser geworfen und nachher schändlich bestohlen.

Als er aber hörte, daß noch keiner der Anwesenden in Valdivia gewesen, erzählte er von dort, er, ein Fremder, den Heimischen von ihrem eigenen Lande.

Von den riesigen Stämmen sprach er, die hundert Fuß erreichen und mehr. Von den Lianen, welche doppelt so lang werden und länger noch, die aufsteigen am Fuße eines Baumriesen bis zu seinem Gipfel, sich winden um den eines andern, und wieder zur Erde zurückkehren, um vielleicht dasselbe Spiel noch einmal zu beginnnen. Von

den dichten Gehägen der Colique und der Quile, die Niemand zu durchdringen vermöge, und vom Valdiviafluß, der als ein mächtiger Strom sich in's Meer stürzt.

Das Alles aber ist nicht so im nördlichen Chile, wo die Riesen des Urwaldes fehlen, und wo die mächtigen Ströme der Berge als magere Bächlein in's Meer schleichen, weil man ihnen ihr Herzblut abzapft im Flachlande, um die Wiesen zu tränken und die Felder.

Und deshalb hörte man ihm zu mit Bewunderung und Erstaunen.

Dann aber sprach er von den Vorbergen der Cordillera, die, dort in Valdivia, ihren Fuß bewachten wie hier.

Wie dort der mächtige Urwald ebenfalls seine Wunder entfalte, und wundervoller, erhabener noch als an der Küste.

Dann erzählte er von den Seen, die am Fuße jener riesigen Bergeskette, glänzenden, dunkelblauen Spiegeln gleich, dalägen, und wie, wenn der Hauch des Windes nicht tändele mit den Wogen, das Spiegelbild ihrer schneeigen Kronen mit glänzender Klarheit aus der Tiefe tauche.

Die Landleute lauschten aufmerksam und entzückt seinen Worten, denn die Chilenen lieben ihr

Vaterland, und man trifft häufig bei ihnen ein lebhaftes Gefühl für Naturschönheiten, und auch die beiden Mädchen verwendeten kein Auge von dem Sprechenden, Marquita aber rief endlich:

„Ach, was muß das reizend sein, dicht am Fuße jener mächtigen Berge diese großen Seen, noch dazu diese umsäumt von den riesenhaften Bäumen, von welchen Don Enrique uns erzählt hat!"

„Ja," sagte Heinrich, „obgleich ich nur ein paar dieser Seen besuchen konnte, und eben auch nicht die größten von ihnen, so haben sie doch einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht.

Die Stille, die dort herrscht, die großartige Ruhe, das heilige Schweigen, vor Allem aber das Gefühl einer kaum je gestörten Einsamkeit ist es vorzüglich, was mich dort so mächtig ergriff, ja fast schauern ließ.

Selten nur zieht langsam ein Wasservogel hin über die meist spiegelglatte Wasserfläche, und läßt auf derselben einen weiten Kreis zitternder Ringe zurück. Meist ist die tief dunkelblaue, bisweilen wohl auch dunkelgrüne Oberfläche klar und eben, und das Spiegelbild der mächtigen Stämme, welche die Ufer umgürten, zeichnet sich mit überraschender Schärfe in der dunklen Fluth.

Es erschallt nicht der Schritt eines Menschen, nicht der Ruf eines Thieres, und kaum stört ein fallendes Blatt die heilige Stille.

Nur wenn die Sonne im Sinken ist und der Abend herankommt, zittert bisweilen ein geheimnißvolles, leises Rauschen durch die Baumkronen, das wir von ferne kommen, an uns vorüberziehen und endlich wieder verklingen hören. Es ist der Abendgruß, den die hohe Cordillera dem Walde und dem Wasser sendet. Ein Lufthauch ist ihr geflügelter Bote, und wenn er über die Fluthen streicht, und mit den Spitzen seiner Schwingen ihren Spiegel streift, so kräuseln sich kleine Wellen, und es schwirrt und tönt leise und geheimnißvoll, während droben an den Bäumen die Blätter erzittern und flüstern.

Das ist die Sprache des Abendwindes, des Sees und des Waldes.

Wenn aber das Alles verklungen, und die Stille fast stiller noch geworden als vorher, dann senkt langsam die Nacht ihren dunklen Schleier über Wald und Wasser; die Gruppen der Bäume, die Ufer, die Fernen des Sees, sie scheinen sich zu umfassen und in einander zu verschmelzen. Nur die gigantischen Contouren der Andenkette zeichnen sich noch scharf und bestimmt am klaren

Nachthimmel, an dem schon das Zeichen unseres Herrn, das südliche Kreuz, zu erstrahlen beginnt.

Endlich aber steigt die leuchtende Scheibe des Mondes empor hinter den dunklen Spitzen der Berge, und schmückt sie mit einer silbernen Krone, bis dann bald die Dunkelheit wieder verschwunden, es fast so hell geworden wie am Tage, und der Mond wohlgefällig in die Fluthen blickt, aus welchen ihm sein leuchtendes Antlitz klar entgegenstrahlt."

Lange noch hätte Heinrich vielleicht also geschwärmt und gesprochen, wäre in diesem Augenblick Luz nicht erschrocken aufgesprungen und hätte gerufen:

„Ave Maria purissima, was war das!"

Ein Blitz hatte auf einen Moment das Dach des Hauses und den Saum des Waldes erleuchtet, und jetzt murrte dumpf grollend der Donner mit tausendfältig in den Bergen wiederhallendem Echo.

Auch Marquita war verwundert und erschreckt, aber den Anderen war das nichts Neues.

Die Knechte waren schon häufig in den Bergen, und die Bewohner des Hauses waren wohl

zumeist geboren und erzogen auf der Scholle, die sie jetzt noch ernährte, oder wenigstens nicht weit davon. Die Gewitter aber, welche keine Seltenheit sind dort im Gebirge, treten nie im Flachlande auf, und weder Luz noch Marquita hatte jemals die feurige Schlange des Blitzes durch die Wolken fahren sehen, noch den rollenden Donner gehört.

Der Chilene, der das Flachland nie verlassen, kennt nur den Donner, der unter seinen Füßen rollt, bei dessen grauenhaftem Brüllen die alte Mutter Erde sich entsetzt schüttelt, und in ihrem Schrecken sich oft unheilvoll und schlimm genug geberdet, den Donner, der das Erdbeben begleitet oder ihm vorangeht.

Jenes Gewitter aber schien ein leichtes gewesen zu sein, oder es hatte sich rasch tiefer in's Gebirge gezogen, denn nach einigen wenigen weiteren Blitzen war Alles wieder ruhig geworden.

„Zürnt Gott, wenn er blitzt und donnert in den Wolken?" fragte Luz.

„Quien sabe!" sagte Heinrich.

Sollte er von Naturkräften sprechen, wo das Verständniß derselben fehlte?

Sollte er den frommen Glauben zerstören,

ohne Besseres an dessen Stelle bieten zu können? Quien sabe! —

Als man sich endlich zur Ruhe begab, betteten sich die beiden Mädchen auf ihren Satteldecken unter das Vordach des Hauses. Sie schliefen so wenigstens halb im Freien, und hatten also doch auch halb ihren Willen erreicht.

Heinrich nahm bei Diego und Pedro, unweit der noch glimmenden Kohlen des Feuers Platz, und die Leute des Hauses zogen sich endlich in dieses zurück, nachdem sie lange den Gästen ihre Betten angeboten und freundlich die Pflichten der Gastfreundschaft geübt hatten.

Höchst ungern trennte man sich am andern Morgen von den wackeren Leuten, welche nur mit Mühe zur Annahme einer Kleinigkeit zu bewegen waren.

„Kommt wieder, wenn Ihr zurückkehrt von Eurer Reise!" sagte der Herr des Hauses. „Wir freuen uns jetzt schon darauf, Euch wiederzusehen!"

Luz fuhr zusammen, wie erfaßt von einem plötzlichen jähen Schrecken, dann seufzte sie tief auf, und sprang rasch in den Sattel!"

„Lebt wohl!" —

Wir finden unsere Reisenden wieder auf der

andern Seite des Flusses, den man an einer seichteren Stelle, welche die Knechte kannten, durchritten hatte. Jetzt zog man dahin auf einem bereits ziemlich steil ansteigenden Pfade, und der Zug war in der Weise geordnet, daß die Knechte, kundig des Weges, voran eilten, Heinrich und seine beiden Schutzbefohlenen ihnen folgten, und die Saumthiere, ledig laufend wie am gestrigen Tage, den Beschluß machten.

Luz schien ihre ganze Unbefangenheit wieder erhalten zu haben, und plauderte sorglos, indem sie allerlei Fragen stellte.

Man konnte von dem eben nicht sehr breiten Pfade aus hinabsehen in den in der Tiefe des Thals strömenden Fluß.

„Warum ist das Wasser dort unten ganz milchweiß?" sagte sie.

„Es ist ja in Santjago das Wasser aller Brunnen eben so gefärbt," erwiederte Heinrich.

„Freilich," sagte das Mädchen, „aber dort ist's mir nicht so aufgefallen. Hier erst kommt mir das sonderbar vor. Warum?"

„Weil," versetzte Heinrich, „weil der Fluß mit mächtigem Falle von den Bergen strömt, Steine und Felsstücke mit sich fortreißt, und die kleinen

feinen Theile desselben, welche sich abscheuern, mit dem Wasser fortschwimmen.“

„Que disparate!“ rief Luz, „welche Tollheit! Ich glaube in meinem Leben nicht, daß das weiche Wasser die harten Steine auflöst.“

Heinrich suchte ihr begreiflich zu machen, daß nicht das Wasser, sondern die Steine selbst sich gegenseitig abscheuerten, aber sie blieb hartnäckig bei ihrer Meinung, und endlich rief sie ungeduldig:

„Die Steine sind meistens schwarz, wie können die das Wasser weiß färben? Aber der Schnee ist weiß, und da das Wasser dieses Stromes, wie Ihr selbst gesagt habt, fast einzig aus geschmolzenem Schnee besteht, so weiß ich jetzt schon, wo seine Farbe herkommt.“

Heinrich lachte, und wunderte sich weniger über diese Logik, als vielmehr über die Sorglosigkeit, mit welcher die beiden Mädchen auf dem Pfade dahinsprengten, welcher ihm selbst bisweilen ernstliche Bedenken einzuflößen begann; aber er erinnerte sich dann, daß jene, hatten sie auch das Hochgebirge noch nicht besucht, doch schon Reisen über die Bergketten gemacht hatten, welche das Flachland durchziehen, und daß man in Chile die Zuverlässigkeit der Pferde kennt, und jeden Pfad

für sicher hält, auf welchem überhaupt ein Pferd noch fußen kann, führe er nun bergauf oder bergabwärts, oder längs eines Abgrundes von unergründlicher Tiefe.

Nachdem man in der That eine Strecke auf einem Wege fortgeritten war, der wenig zu wünschen übrig ließ bezüglich seiner Schmale und des felsigen Abgrundes zu seiner Rechten, und nachdem hierauf die Pferde, Ziegen gleich, über Felsenkämme geklettert waren, welche Allem eher ähnlich sahen, als einem Wege, gelangte man in ein kleines Gehölz, in welchem der Boden nur wenig anstieg, und welche Gelegenheit man sogleich benutzte, um wie wahnsinnig dahinzusprengen.

Es scheint in der That Bedürfniß für alle Bewohner Chiles, wenn sie gezwungener Weise einige Zeit im mäßigen Galopp oder gar im Paß zurückgelegt, beim ersten halbwege günstigen Terrain wie toll dahinzujagen, und wir selbst glaubten halb und halb hinter uns irgend eine drohende Gefahr, als wir in Gesellschaft von Chilenen zum ersten Mal plötzlich dieses Rennen beginnen sahen.

Heinrich hatte schon zu verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt, die fast unbegreifliche Gewandtheit zu bewundern, mit welcher ihnen entgegenkommende Reitende, Männer sowohl als Frauen,

auch auf den schmalsten Pfaden auszuweichen wußten; jetzt zeigte Diego auf eine kleine, in einer ziemlich engen Thalschlucht liegende Hütte, mit dem Bemerken, daß dies die letzte menschliche Wohnung sei, und daß ihnen heute bestimmt keine lebende Seele mehr begegnen werde.

„Morgen," setzte er hinzu, „wenn wir die eigentliche Straße nach Santjago erreicht haben werden, treffen wir vielleicht Leute, welche herüberkommen, vielleicht aber auch Niemand auf dem ganzen Wege. Quien sabe!"

Unter stetem Berganreiten war man jetzt in ein ödes und düster aussehendes Thal gerathen, in welchem eine feine und kalte Zugluft den Reisenden entgegenkam, und in dem alle Vegetation verschwunden schien.

„Pfui!" rief Luz, „hier ist es abscheulich. Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich gar nicht hierher gekommen!"

Marquita blickte sie von der Seite an und zog schweigend die Schultern, während Heinrich ihre Worte überhört zu haben schien; nach Verlauf von einer halben Stunde aber fielen die Bergwände auf der linken Seite ab, es zeigten sich wieder Bäume, und plötzlich öffnete sich eine reizende Fernsicht über einen großen Theil des

chilenischen Flachlandes, in fernster Ferne begränzt durch die Cordillera de la Costa, deren Umrisse sich klar erkennen ließen; während den Vordergrund Wald und Felsen bildeten und die schon ziemlich tief unten liegende Vorberge des Gebirges, da man bereits die eigentliche Cordillera erreicht hatte, befand man sich gleichwohl verhältnißmäßig in keiner sehr bedeutenden Höhe.

Solche Wechsel von öden und wüsten Strecken mit anderen, welche eine fast üppige Vegetation zeigen, finden häufig statt auf jenem terrassenartig ansteigenden Gebirge, und wir haben nicht weit entfernt von der Gränze des ewigen Schnees, mitten unter wilden und düsteren Felsengruppen, Oasen gefunden, mit Blumen und blühendem Strauchwerk bedeckt, um welche Colibri*) schwärm-

*) Die beiden Colibri-Arten, welche ich dort häufig traf, sind der bereits erwähnte Trochilus gigas und Trochilus leucopleurus. Diese letztere, sonst seltene und überaus zierliche Art, scheint in Chile blos auf der Cordillera unter den angegebenen Verhältnissen vorzukommen, während man die dritte Species, den Trochilus Verreauxii oder Sephanoides, nur im Flachlande, dort aber ziemlich häufig, findet. Meines Wissens sind dies die drei einzigen Colibri-Arten, welche man in Chile trifft. Was die Entstehung jener sonderbaren Bildungen betrifft, welche ich oben Oasen genannt habe, so erscheint mir eine solche ziemlich klar. Es sind meist etwas vertiefte, muldenförmige Stellen, über und in welche sich kleine Quellen

ten, und in denen diese zierlichen Geschöpfe selbst nisteten.

Man machte Halt, und während die Knechte rasch ein Feuer entzündeten und Anstalt trafen, von den mitgeführten Vorräthen ein frugales Mahl zu bereiten, schwelgten die jungen Leute in der

---

ergießen, die, von der Höhe kommend, dem dort des Tages über langsam schmelzenden Schnee ihren Ursprung verdanken. Durch die Sonnenhitze, welche bei Tage dort herrscht, ist an diesen stets feuchten Stellen eine verstärkte Verwitterung des Gesteins entstanden. Moose, Flechten und andere, mit wenig Nahrung vorliebnehmende Pflanzen siedelten sich zuerst dort an, und aus ihrer Verwesung entstand nach und nach Humus. Dann folgten höher organisirte Gewächse, von welchen ich hier keine Rechenschaft geben kann, obgleich ich eine gute Anzahl derselben mit nach Deutschland gebracht. Uebrigens müssen jene Colibri-Arten, so wie die Pflanzen, welche sie beherbergen, den raschen Wechsel der Temperatur wacker aushalten können, da bei Tage, in der Sonne, das Thermometer häufig 36—40° R. zeigt, während es des Nachts fast bis zum Gefrierpunkt fällt. — Wird man mir diese lange, halb wissenschaftliche Anmerkung verzeihen? Ich bitte. Noch mehr aber bitte ich inständigst, sie nicht mit der oben verlaufenden Erzählung zu verwechseln. Für die Colibri und die Oasen stehe ich ein. Eben so für den Charakter aller landschaftlichen Schilderungen und für den der Sitten und Gebräuche. Nicht für Heinrich, Marquita, Luz, die Knechte und die beiden Maulthiere. Wenn man das Glück gehabt hat, eine Reise gemacht zu haben, hat man häufig das Unglück, von naiven Persönlichkeiten durchweg für einen Reisebeschreiber gehalten zu werden.

köstlichen Aussicht, die sich ihnen bot, und welche alle Drei nie in ähnlicher Weise gesehen.

Diego gestattete indeß nach eingenommener Mahlzeit den Reisenden nur eine kurze Rast, indem er sagte, daß man sich beeilen müsse, noch vor Einbruch der Nacht eine ihm bekannte Stelle zu erreichen, wo noch einiges Brennholz zu treffen sei, und man fügte sich seinem Willen, obgleich die reizende Lagerstelle Allen trefflich behagt hatte.

Der Weg, welchen man jetzt verfolgte, zog sich nun wieder steil aufwärts, die Bäume und die mit Gras bedeckten Stellen verschwanden rasch, und statt ihrer erschienen riesige Felswände, von deren Gipfel sich bisweilen ein Gießbach stürzte, wild und grotesk durcheinander geworfene Felstrümmer, basaltische Kegel und kahle breite Thäler, wie man bereits eines getroffen, welche ein unbehaglicher, kalter Luftstrom durchzog.

Fast gleichzeitig, hoch über sich und den Gipfel einer aus röthlichem Gestein bestehenden Felswand bedeckend, und unten zu ihren Füßen in einer Thalschlucht sahen Luz und Marquita jetzt auch den ersten Schnee, den sie in größerer Menge jemals erblickt. Denn es schneit nur selten unweit der Vorberge der Cordillera im nördlichen Chile, und die dünne, meist nicht einmal zollhohe Schnee=

schicht bleibt kaum länger als einige Stunden liegen.

Fernsichten, ähnlich der vorher getroffenen, fanden sich indeß ebenfalls, wenn gleich ohne bewaldeten Vordergrund, und vorzugsweise überraschend durch ihr meist plötzliches Auftreten, wenn der Weg etwa um irgend eine Ecke bog, oder an Stellen, wo durch ein gewaltiges Naturereigniß längst vergangener Zeiten eine gigantische Felswand geborsten oder niedergestürzt war.

Diego bewilligte indeß keinen Aufenthalt, und machte nur flüchtig Heinrich auf die von den Guanakos betretenen Pfade aufmerksam, die mehrmals ihren Weg durchkreuzten, und auf Condore, welche hoch über ihnen in der Luft schwebten und ihrer Spur zu folgen schienen.

Alle waren froh, als endlich die zum Nachtlager bestimmte Stelle erreicht war, indem dieselbe wenigstens einigen Schutz versprach gegen die Kühle des Abends, welche bereits anfing ziemlich empfindlich zu werden.

Es war einer jener terrassenförmigen Absätze, welcher eine fast senkrecht abfallende Felswand unterbrach und zugleich das bildete, was man dort im Lande „Weg" zu nennen beliebt, obgleich an mehreren Stellen der dem Reisenden

gebotene Raum nicht ganz zwei Fuß breit war und nicht selten überdies aus abschüssigem oder verwittertem Gestein bestand. An der Stelle aber, an welcher man für heute das Lager aufgeschlagen hatte, bot sich ein Raum von fünfzig bis sechzig Schritten, und der nicht sehr steil abwärts in die Thalschlucht abfallende Theil des Vorsprungs war mit Gehölz bewachsen, das hinreichendes Material zur Feuerung bot.

Dicht an der ansteigenden Felswand ließ man sich nieder, und versuchte, nachdem das ziemlich rasch bereitete Abendmahl genossen war, wie es gestern geschehen, noch eine Zeit lang zu plaudern. Während man aber gestern von der Schönheit der Vorberge gesprochen, in welchen man sich befand, schien man heute, bereits auf der hohen Cordillera selbst, wenig für ihre Reize zu schwärmen, sondern eher das Bedürfniß zu fühlen, dieselbe so bald als möglich hinter sich zu haben.

Es giebt sicher kein Volk, bei welchem sich nicht eine, dem Standpunkt seiner Cultur angemessene, fabelhafte Mythe erhalten hat, eine Tradition, ein Mährchen, eben je nachdem, welches vielleicht nur Wenige glauben, von dem aber Jedermann spricht.

Dieses Mährchen ist für Chile, und vorzugs-

weise für die unfern der Cordillera Wohnenden, die Sage, daß es einen geheimen, nur Wenigen bekannten Weg über die Cordillera gebe, auf welchem man, von Santjago nach Mendoza, in einem einzigen Tage gelangen könne.

Von diesem fabelhaften Wege unterhielt man sich, und Alle waren einig, daß nichts mehr zu wünschen bleibe, als daß dieses Geheimniß aller Welt bekannt sei.

„Es ist am Ende aber kaum möglich," sagte Heinrich. „In gerader Linie liegen beide Städte wohl sechsunddreißig bis vierzig Stunden auseinander, und hätte man auch wirklich eine durch das ganze Gebirge führende Schlucht entdeckt, so würde doch diese nicht vollkommen in gerader Richtung verlaufen."

Diego zog die Schultern. „So viel ist sicher," sagte er dann, „daß ein gewisser Ignacio Maldonado, ein verwegener Bursche, dessen sich mein Vater noch wohl erinnerte, in einem Tage und einer Nacht zweitausend Stück Vieh von Mendoza herübergebracht hat."

Pedro nickte zustimmend und fügte bei: „Ja, und es weiß auch alle Welt, daß Jacinto Campa, der eines Weibes halber in Santjago Einen er-

schlug, schon am folgenden Tage sich öffentlich in Mendoza zeigte, weshalb man ihn freisprach."

„Ein Mönch in Santjago hat den Weg entdeckt," sagte Mariquita, „das hat mein Vater oft erzählt, aber er ist gestorben, und die frommen Väter im Kloster behaupten, daß er das Geheimniß mit in's Grab genommen habe. Quien sabe!"

Endlich begab man sich zur Ruhe, die Mädchen dicht an den glimmenden Kohlen des Feuers und fast vergraben unter ihren Pelzdecken, Heinrich und die Knechte in einiger Entfernung von denselben.

Einige Stunden vielleicht mochte der Erstere geschlafen haben, als er sich leise berührt fühlte und, rasch ermuntert, eben so schnell aufsprang und nach dem kurzen Jagdmesser griff, welches er bei sich führte.

Diego stand vor ihm.

„Laßt stecken," sagte er flüsternd, aber kommt mit mir, ich habe Euch Etwas zu sagen."

„Warum nicht hier?" versetzte Heinrich ebenfalls leise.

Der Knecht zeigte nach den Mädchen.

„Der Sennoritas halber. Die Weiber hören immer zur Unzeit."

Nachdem ihm Heinrich hierauf etwa dreißig Schritte weit von der Lagerstätte gefolgt war, blieb er endlich stehen, und sagte:

„Was ist's? Droht Gefahr?"

„Ja," sagte Diego lakonisch, indem er mit der Hand nach dem Himmel zeigte.

Als Heinrich jetzt dorthin sah, bemerkte er zu seiner Verwunderung, daß die blaue Färbung des Himmels, welche auf den Bergen noch prachtvoller erscheint als auf der Ebene, verschwunden und einem matten Grau gewichen war, so daß nur wenige der größten Sterne noch durchleuchteten, und die Mondessichel roth gefärbt und mit einem Hofe umgeben sich zeigte.

„Was bedeutet das?"

„Schnee!" sagte Diego dumpf.

„Teufel," rief Heinrich, „das ist ärgerlich."

„Flucht nicht," sagte Diego, indem er ein Kreuz schlug, „unser Aller Leben ist in großer Gefahr!"

Dann setzte er ihm das Drohende ihrer Lage mit kurzen Worten auseinander.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, auf den meist äußerst schmalen Bergpfaden, wenn Schnee gefallen, weiter zu reisen, da bei einer nur halbwege starken Schneedecke jede Spur des Weges

verschwindet, und ein einziger Fehltritt des Pferdes den sichern Tod des Reitenden zur Folge hat. Man ist daher gezwungen, an der Stelle zu bleiben, an welcher man vom Schneefalle überrascht wird, und zu warten, bis Thauwetter eintritt. Reichen die Nahrungsmittel, welche man mit sich führt, aus bis dorthin, so ist der größte Theil der Gefahr beseitigt, ist man aber nicht hinreichend mit Mundvorrath versehen, und hat man endlich auch die Pferde verzehrt, welche man bei sich führt, so verhungert man einfach, ganz abgesehen davon, daß man ohne Pferde kaum wieder aus dem Gebirge zu kommen vermag.

Was das Eintreten des Thauwetters betrifft, so findet dies bisweilen schon nach einigen Tagen statt. In anderen Fällen bleibt der Schnee Wochen und Monate lang liegen."

„Was räthst Du?" sagte Heinrich, der bedeutend erschrocken war. „Umwenden?"

Diego schüttelte den Kopf:

„Unter uns muß schon Schnee liegen, und ohne Zweifel sind die Wege, welche wir heute passirten, bereits verschneit. Können wir aber den Hauptweg erreichen, der nach Mendoza führt, so wäre das vielleicht gut. Der Schnee bleibt oben zwar länger liegen als weiter unten, aber häufig

fällt gar kein Schnee in einer gewissen Höhe, und auf der Straße nach Mendoza finden sich überdies breitere Pfade als hier."

„Können wir sogleich aufbrechen?"

„Nein, es ist jetzt zu dunkel, da die Pferde die Wege nicht kennen, aber sobald der Tag graut."

Als Heinrich zu dieser Zeit die Mädchen weckte und zu scherzen versuchte, während er sie zur Eile aufforderte, sah Marquita ihn fragend an.

„Was ist im Werke," sagte sie, „etwas ist nicht, wie es sein soll, warum diese Hast, dieses Drängen?"

„Es kann vielleicht schlimmes Wetter einfallen," erwiederte Heinrich, „und es ist besser, wenn wir die breitere Straße erreichen, ehe dies geschieht."

Sie gab keine Antwort, und bald befand sich die ganze Karavane im Sattel und sprengte so rasch dahin, als es anging.

Was das Wetter betraf, so war es fast empfindlich kalt geworden, und der Himmel war mit einem eintönigen Grau bekleidet, indessen erblickte man nirgends bereits gefallenen Schnee, und weil dabei die Luft klar erschien, und man auf ziemliche Entfernung alle Gegenstände deut-

lich erkennen konnte, begann Heinrich im Stillen einige Hoffnung zu schöpfen.

Der Weg, welchen man mit solcher Hast verfolgte, war immer noch der bereits erwähnte, das heißt man ritt auf dem bald breiter, bald wieder schmaler werdenden Vorsprunge einer steil ansteigenden Felsenmauer, welche die eine Thalwand einer tiefen Schlucht bildete, deren Sohle mit Geröll und Felsentrümmern bedeckt war, die ohne Zweifel zu Zeiten plötzlich in Menge von den Höhen stürzendes Wasser dorthin geführt hatte.

Da die Schlucht nicht selten mehr oder minder starke Krümmungen bot, so verlor Heinrich, der den beiden Mädchen voran ritt, häufig Diego und Pedro aus dem Gesichte, welche, so rasch es nur immer ging, voraus eilten. Eben war dies wieder der Fall gewesen, indem aber Heinrich jetzt um die Ecke bog, an welcher die Knechte kurz vorher verschwunden waren, hielt er erschrocken und mit einem unwillkürlichen Aufschrei sein Pferd an.

Vor ihm und, wie es schien, in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, stand eine weiße Mauer, vom Himmel reichend bis in die Tiefe der Schlucht, Alles verdeckend und bergend, was hinter ihr lag, und gleichzeitig wogend, sich re-

gend und bewegend, und, wie er jetzt wohl sah, rasch vordringend gegen ihn.

Diego war bereits verschwunden in derselben, aber Pedro wandte mit der Geschicklichkeit eines chilenischen Reiters sein Pferd und rief:

„Diego eilt voraus. Er kennt den Weg am besten und weiß, daß die Schlucht bald endet und in eine Ebene ausgeht, dort ist weniger Gefahr. Ich folge seiner Spur. Sucht die meinige nicht zu verlieren. Vorwärts!“

Heinrich wendete sich nach seinen Begleiterinnen, Marquita war die Nächste nach ihm.

„Vorwärts!“ wiederholte sie eintönig, und er flog jetzt auf dem schmalen Pfade in rasender Eile dahin, folgend der Hufspur von Pedro's Pferd. Der Knecht selbst war bereits verschwunden, und die Schneewolke, in welcher man sich befand, war so dicht, daß auf fünfzehn Schritte Entfernung alle Gegenstände fast vollständig unkenntlich waren, während der schmale Bergpfad schon fast handhoch mit Schnee sich bedeckte.

Mit Luz oder Marquita zu sprechen und sie zu ermuthigen, war unmöglich, denn Heinrich selbst hatte genug zu thun, die Spur im Auge zu behalten, welche übrigens, wie er mit Schrecken bemerkte, stets stumpfer und unsicherer wurde.

Freilich war die Felswand und der längs derselben hinlaufende Pfad vorläufig noch ein Führer, was sollte aber werden, wenn die versprochene Ebene käme und beide Knechte verschwunden blieben, und auch ihre Spur verweht wäre vom Winde, oder verschneit?

Zudem hatte er bemerkt, daß sein Pferd unsicher zu gehen begann. Obgleich ein treffliches Bergpferd, war das Thier doch wahrscheinlich noch nie auf so dichtem Schnee gelaufen, und eben jetzt schien der Pfad immer schmäler zu werden, und dabei stark abschüssig nach der Schlucht hin.

Jetzt war jede Spur von Pedro vollständig verschwunden, und gleichzeitig trieb der Wind, der sich plötzlich stark erhob, so mächtige Massen von Schnee gegen die Felswand, daß auch der Pfad selbst unkenntlich zu werden begann, und vor Heinrich kaum mehr lag, als eine steile Schneefläche, durch welche er sich durchzuarbeiten hatte.

Fast rathlos dachte er eben, ob er nicht vielleicht den Weg verfehlt habe, obgleich das kaum möglich war, als er plötzlich hinter sich einen gellenden Schrei hörte, und als er sich umblickte, Marquita sah, welche gewaltsam ihr Pferd anhielt, daß es sich hoch aufbäumte und im andern Augenblick sammt dem Thiere in den Abgrund stürzte.

Luz war verschwunden, und an ihrer Stelle sah Heinrich das erste Saumthier, welches ihr gefolgt war.

Starr vor Entsetzen blickte er einen Augenblick in die Schlucht, sprang dann vom Pferde, und warf sich ebenfalls in die Tiefe.

Anfänglich däuchte es ihm jetzt, als stürze er mit rasender Geschwindigkeit abwärts, wenn gleich stets vollständig bedeckt durch Schnee, dann fühlte er, daß er langsamer vorwärts kam, und endlich nur sanft weiter rolle, und da er die Besinnung keinen Augenblick verloren hatte, suchte er sich jetzt festzuhalten, und als ihm dies gelungen war, sprang er auf, und sah fast dicht neben sich Marquita's Pferd, wie es schien unverletzt, wenn gleich heftig zitternd, im Schnee stehen, sie selbst aber knieend und beide Arme nach ihm ausstreckend, während Blut in schweren, dunklen Tropfen von ihrer Stirn rann.

Aber Luz?

Er rief wehklagend ihren Namen, und als er sie jetzt bewußtlos und halb im Schnee begraben in einiger Entfernung dort liegen sah, hatte er nur Augen für sie, stürzte zu ihr hin, bedeckte sie jammernd und zugleich liebkosend mit Küssen, und als sie endlich die Augen aufschlug, zog er sie mit

wahnsinniger Hast gegen den Abhang zu, welchen sie herabgestürzt war, und suchte denselben zu erklimmen, als sei nur dort Rettung für seine theure Bürde.

Oben auf dem Pfade stand Pedro, der beschäftigt war, seinen Lasso mit dem, den Heinrich an seinem Sattel mit sich führte, zusammenzuknüpfen, und als dies geschehen war, kletterte Heinrich mit dessen Hülfe, Luz im Arme, aufwärts, und erreichte glücklich die Höhe.

Er erfuhr jetzt von dem Knechte, daß dieser des heftigen Schneefalls halber alle Spur seines Kameraden verloren hatte, und als er bemerkte, daß Heinrich und die Mädchen ihm ebenfalls nicht folgten, umgewendet war, um sie aufzusuchen. Er hatte die Fläche erreicht, und die Stelle, an welcher zuerst Luz und hierauf Marquita hinabgestürzt, war zum Glück der bereits ziemlich seichte Theil der dort zu Ende gehenden Schlucht.

Die Unglück bringende Schneewolke war vorübergezogen, und obgleich Alles mit Schnee bedeckt war, so konnte jetzt Heinrich dennoch leicht an der Spur des zurückgekehrten Pedro den Weg zum Plateau finden, wohin er nun auch auf seinem Pferde Luz in vorläufige Sicherheit brachte, und als er die Stelle erreicht hatte, an welcher

der Knecht umgewendet war, um sie aufzusuchen, nahm er das Mädchen vom Pferde, und bereitete ihr rasch ein Lager aus den Satteldecken, in welche er sie langsam hüllte, da sie fast gänzlich erstarrt war und heftig zitterte.

Erst durch die Wärme schien sie nach einiger Zeit wieder vollständig zu sich zu kommen, und jetzt zeigte sie auf ihre Brust.

„Hier," sagte sie, „hier schmerzt es mich, ich glaube, mein Pferd ist auf mich gestürzt und hat mich verletzt."

Er beugte sich über sie:

„Mein Luz, mein theures, liebes Kind, das wird vorüber gehen, Gott wird barmherzig sein, und Du wirst leben!"

„Ja," sagte sie, zärtlich ihre Arme um ihn schlingend, „ja, ich werde leben, und nur allein für Dich."

„Und ich, ich werde sterben!" sagte eine dumpfe Stimme.

Es war Marquita, welche neben ihnen stand.

Pedro, der Knecht, hatte die Vergessene aus der Schlucht getragen, und hatte ihre blutende Stirn mit seinem Taschentuche verbunden.

Noch immer flossen einzelne Tropfen Blutes

über ihr todtenbleiches Antlitz, aber sie achtete ihrer nicht, auch die Kälte schien sie nicht zu fühlen, obgleich sie heftig bebte, sie fühlte nur, daß ihr Herz gebrochen war, da sein Herz entschieden hatte.

An den Sennor Crespo, welcher jenseit der Cordillera mit mehr oder weniger Sehnsucht auf seine Braut wartete, dachte Niemand in diesem Augenblick, auch an Frau Frida dachte Heinrich nicht, aber er erinnerte sich jener Stunde, in welcher er Luz in seine Arme geschlossen, und hierauf die trauernde Marquita ebenfalls geliebkost hatte.

Wie jenes Mal, empfand er auch jetzt wieder Schmerz über ihren Kummer, aber er wagte diesmal kaum sie anzublicken, oder mit ihr zu sprechen, und wenn er ihr die kleinen Dienste leistete, welche die Lage erforderten, in welcher sie sich befanden, so geschah dies schweigend und schüchtern.

Neuer Schnee fiel im Uebrigen jetzt nicht mehr, der Himmel hatte sich fast gänzlich geklärt, an ein Weiterreisen war indessen trotzdem nicht zu denken, und man schritt, um wenigstens einigermaßen gegen den Wind geschützt zu sein, vorsichtig weiter bis zu einer Felsentreppe, und beschloß, dort bis auf Weiteres zu bleiben.

Diego kehrte nicht wieder, und es unterlag keinem Zweifel, daß er verunglückt war bei dem Versuche, den Weg zur großen Straße durch den Schnee zu finden. Er blieb verschwunden, und man fand auch später seinen Leichnam nicht. Ohne ihn aber, der den Weg besser gekannt hatte als Pedro, war ein weiteres Vordringen unbedingt nicht möglich.

Sprach man von der Weiterreise nach Mendoza, so schauderte Luz und zeigte mit der Hand nach der Gegend ihrer Heimath: „Dorthin!" Das Sprechen machte ihr Schmerzen. Aber heimwärts konnte man nicht ziehen, denn die Schlucht, durch welche man gekommen, war stark verschneit, und der Pfad an vielen Stellen dermaßen mit Schnee bedeckt, daß man glauben konnte eine glatte Wand ohne jeden Vorsprung vor sich zu haben.

So brachte man drei Tage zu in einer Lage, die in der That eben nicht zu den angenehmsten gehörte, obgleich man vorläufig noch hinlänglich gegen den Hunger geschützt war, da die Saumthiere sich eingefunden hatten. Was diese betraf, die Pferde, und das Pferd Marquita's, das Pedro mit unsäglicher Mühe und Gefahr aus der Schlucht gebracht hatte, so gab man ihnen täglich eine

Hand voll Gerste und die Erlaubniß, nach Belieben Schnee zu genießen.

Am dritten Tage endlich begann Thauwetter einzutreten, dunkle Stellen wurden sichtbar zwischen den noch mit Schnee bedeckten, und Pedro erklärte, daß man morgen reisen könne, aber — „nach Hause."

Vorwärts sei es unmöglich, denn trotz Diego's Vermuthung schien nach oben der Schneefall noch stärker als nach den unteren Theilen des Gebirges gewesen zu sein; dann reichten die Vorräthe, nachdem man drei Tage von ihnen gezehrt hatte, nicht, und endlich sahen wohl Alle, daß Luz die Weiterreise nicht werde ertragen können.

Ihr Zustand schien sich mehr und mehr zu verschlimmern, sie sprach kaum ein Wort, verließ nur selten ihr Lager, und auch das Athmen schien ihr Schmerzen zu verursachen. Die Stirnwunde Marquita's hingegen war in der Heilung begriffen, obgleich sie eine häßliche Narbe zurückzulassen drohte. Aber auch sie verharrte in finsterem Schweigen, obgleich sie Luz, wenn gleich ernst und düster, alle Pflege angedeihen ließ, welche die Umstände eben erlaubten.

Es war kein fröhlicher Zug, den die kleine Karavane bildete, als sie am andern Morgen die

Heimreise antrat. Pedro verließ unter Thränen den bisherigen Lagerplatz. Die Gewißheit, daß er seinen Kameraden auf immer verloren habe, trat da erst recht unabweisbar vor ihn.

Die angenehme Lage Heinrich's braucht kaum entwickelt zu werden. Durch die That, nicht durch Worte, hatte er zu erkennen gegeben, daß er Luz leidenschaftlich liebe.

Aber er konnte sich kaum verhehlen, daß ihre Verletzung wohl die schlimmsten Folgen haben werde. Genas sie indessen wieder, so war sie die Braut eines Andern, und er selbst durch Bande gefesselt, die sein Pflichtgefühl ihm nicht zu sprengen erlaubte.

Dann Marquita!

Als man an der Stelle vorüberkam, an welcher die Mädchen hinabgestürzt waren, flog eine schwache Röthe über die bleichen Züge von Luz, und sie blickte mit einem Lächeln nach Heinrich, das alle Worte tausendfach ersetzte.

Marquita blickte starr in die Schlucht, und ließ ihr Pferd so nahe am Rande des Abgrundes gehen, daß Heinrich bleich vor Schrecken wurde. Instinctartig aber sprach er kein warnendes Wort, das wohl die schlimmsten Folgen hätte haben können, und man kam glücklich vorüber.

Im Uebrigen kam man nur langsam weiter, da man wegen Luz nicht rasch reiten durfte, und noch ehe der Schnee von ihren Pfaden gänzlich verschwunden war, kam ihnen der treue Pablo, in Begleitung eines Knechtes, mit Vorräthen entgegen.

Man hatte vom Lande aus den Schnee, den er schon vorher befürchtete, gesehen, und war in unendlicher Angst, aber als endlich Heinrich die Töchter zurückbrachte in die Hacienda Urmeneta's, war dieser glücklich, nur seine Kinder wieder lebend zu besitzen.

Daß die eine zu sterben wünschte, und die andere den Tod bereits in sich trug, wußte er freilich nicht.

Pereira, dem Heinrich Alles anvertraute, war außer sich, und maß sich die ganze Schuld bei, so daß Heinrich den alten Mann trösten und beruhigen mußte. Dann ward man einig, daß Heinrich abreisen und eine Zeit lang in Valdivia bleiben sollte.

Als er Abschied nahm von Luz, zog ihn diese zu sich nieder und küßte ihn, trotz Pereira's und ihres Vaters Anwesenheit.

„Wir sehen uns wieder," sagte sie dann.

Marquita reichte ihm die Hand, ohne ein Wort zu sprechen.

„Vergeben Sie mir?" sagte Heinrich, dem das Herz brechen zu wollen schien.

Sie nickte mit dem Haupte.

Dann ging er.

Er sah keine der Schwestern wieder, denn nachdem einige Wochen später Luz eingegangen war zur ewigen Ruhe, trat Marquita in das Kloster der grauen Büßerinen in Santjago.

5.

Die Befolgung eines guten Beispiels.

Où peut-on être mieux
qu'au sein de sa famille?

Der alte Freiherr Evaristus befand sich offenbar in der heitersten Laune.

„Rauchen Sie, bester Herr Pfarrer!" rief er herzlich lachend, „rauchen Sie tüchtig, das ist am besten gegen allen Zorn und Aerger, das weiß ich aus Erfahrung," und dabei blies er selbst unmäßige Dampfwolken gegen die Decke des Zimmers, welches wir bereits von früher kennen, und Lämmermeier, der Pfarrer, an welchen die obigen Worte gerichtet waren, folgte seinem Beispiele, fast noch stärker rauchend als sein Patron.

Dann sagte er:

„Ich ärgere mich nicht, aber ich finde mich ungerecht behandelt, und das verdrießt mich."

Der Freiherr that seiner Heiterkeit nicht den mindesten Zwang an, und rief lachend:

„Ich will nicht hoffen, von mir."

„Ja," sagte Lämmermeier," mit Eurer Gnaden Erlaubniß, von Ihnen erst recht."

„Was kann ich dafür, daß die Hochwürdigen in der Residenz Ihnen eine tüchtige Nase gegeben haben?"

„O, Sie wissen recht gut, was ich meine," versetzte der Pfarrer, „ausgezeichnet gut! Das wegen der einfältigen Nase beruht auf Verleumdung, und weiß Gott, wer mich dermaßen in falsches Licht gestellt hat, aber Euer Gnaden sind von Allem unterrichtet, und foppen mich dennoch schon fast ein Jahr lang täglich mit der alten dummen Geschichte."

„Ich will einmal sehen, ob ich noch Alles weiß," sagte Herr Evaristus ernsthaft, indem er that, als besänne er sich. „Da haben wir einmal einen gewissen Peter Anton Dosel, der mit Löwen und Bären verkehrte wie mit Seinesgleichen, dann einen Paulus Dosel oder Paulinski Kratschowich, der Messer verschluckte und Kaninchen verschwinden ließ, ferner einen gewissen Fritz Tosel, der sich durch seine außerordentliche Solidität ganz besonders hervorthat, und einen weitern Dosel, dessen

Taufnamen ich vergessen habe, der aber die Stelle eines Hanswurstes bei einer Kunstreiterbande einnahm. Ich erinnere mich auch von einem Zwerge gehört zu haben, welcher sich Sempronius Gracchus nannte, ferner von einer —"

„Satis!" rief Lämmermeier, „Satis! und wenn ich gezwungener Weise hier und da mit diesem Lumpengesindel verkehrte, so geschah das einfach im Interesse Eurer Gnaden, um mich über die Wirklichkeit der Ansprüche jener Vagabunden zu unterrichten, welche alle Dosel mit einem s waren, während die selige gnädige Frau eine D o ß e l —"

„Ich bin Ihnen ewig dankbar," fiel Herr Evaristus ein, „und es scheint, Sie haben, bester Lämmermeier, diese Studien mit außergewöhnlichem Fleiße betrieben, da die hochwürdigen Herren in jener Réprimande von Schenken und Kneipen sprachen, und von öfterem Zechen mit jenen Subjecten bei Tag und Nacht."

„In vino veritas, Euer Gnaden," sagte der Pfarrer. „Ich habe mich freilich überwinden müssen, jene leichtsinnigen Menschen bisweilen beim Wein aufzusuchen, um auf diese Weise vielleicht etwas erfahren zu können, was uns nützlich sein könnte. Und wo hätte ich sie auch sonst leichter finden können? Aber ich habe Euer Gnaden

noch gar nicht erzählt, was mir neulich begegnet ist, als ich aus der Residenz zurückkehrte, wohin ich, wie Sie wissen, ging, um mich vollständig rein zu waschen von jenen abgeschmackten, lügenhaften und einfältigen Gerüchten, welche über mich ausgesprengt waren.“

„Der Gerechte muß viel erdulden,“ sagte Herr Evaristus mit erkünstelter Ernsthaftigkeit, Lämmermeier aber fuhr fort:

„Wie es mit jenen Vagabunden bezüglich der Erbschaft ging, ist Euer Gnaden bekannt. Wir haben ein Jahr lang, leider! nur allzu oft von ihnen gesprochen. Sie legten den durch ihre Künste in jener Stadt gewonnenen Erwerb bereitwillig nieder auf den Altar des Schwindels, welchen der Herr Doctor Quästorius dort aufgerichtet hatte, und als die Messe zu Ende, zogen sie weiter, und kaum einer von ihnen, wenn vielleicht nicht jene traurige, lustige Person, der Hanswurst, dachte mehr zurück an die zweifelhaften Goldbarren aus Peru, an die glänzenden Köder in der großen Gimpelfalle, die Quästorius aufgestellt.

Zwei andere Leute, von welchen ich Euer Gnaden auch schon erzählt habe, machten es aber nicht so, sondern sie blieben in der Stadt und fielen ganz und gar in des Teufels Schlingen,

als traurige Beweise, wie weit Habsucht oder Eigensinn den Menschen bringen können.

Der eine von ihnen, ein Landmann, der auf keinem üblen Besitzthum zu Hause gesessen, hatte sich in den Kopf gesetzt, um jeden Preis zu erben, und verschleuderte dadurch einen bedeutenden Theil seines Vermögens."

Der Freiherr räusperte sich bei diesen Worten auf eigenthümliche Weise, aber Lämmermeier ließ sich nicht irre machen.

„Er begann damit," fuhr er fort, „in der Stadt seine silberne Uhr zu verkaufen, die mit einer schweren Kette geschmückt war, dann seinen mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf und andere kleine Geräthschaften von diesem edlen Metalle, wie wohlhabende Landleute solche eben zu besitzen pflegen."

Ein krampfhaftes Seufzen erscholl bei diesen Worten des würdigen Pfarrers vom Hintergrnnde der Stube aus, aber Lämmermeier schien das nicht zu beachten.

„Dann machte er Schulden bei jüdischen Wucherern, verpfändete ein Grundstück nach dem andern —"

„Semper!" rief Herr Evaristus mit starker Stimme, „bring' mir eine andere Pfeife. Finden Sie nicht auch, Herr Pfarrer," sagte er dann, zu

diesem gewendet, „daß unser Tabak, den wir Beide schon längere Zeit rauchen, jetzt schlechter brennt als früher?“

„Nein, Euer Gnaden,“ versetzte Lämmermeier unbefangen, „das finde ich nicht. Der Bauer Dosel aber kam auf diese Weise beinahe um die Hälfte seines Vermögens, und hätte wohl das Ganze durchgebracht, wenn nicht endlich seine Frau erschienen wäre, und, nachdem sie seine Schulden bezahlt, ihn auf eine vielleicht allzu stürmische Weise mit sich nach Hause genommen hätte in ihre ländliche Einsamkeit. Ich besuchte ihn dort auf der Rückreise von der Stadt, und der arme Kerl hat mich wirklich gedauert, denn seine alte Bäuerin läßt ihn hungern und darben, würzt sein Wassersüpplein mit spitzigen Reden, und streicht ihm seine Sünden tagtäglich statt der Butter auf sein trocken Brod. Er soll sich's am Maule absparen, was er draußen verpraßt.“

Herr Evaristus sprach kein Wort mehr von der schlimmen oder lustigen Gesellschaft, in welche der Pfarrer gerathen sein sollte, und dieser erzählte jetzt wieder vom Bauer Dosel und von dem Todtengräber Daum.

Während der Erste flott gelebt, Schulden gemacht in den Tag hinein, und mit allerlei leichtsinnigem

Volke beiderlei Geschlechts gezecht und geschwärmt, dabei aber auch dem Seckel des Quästorius sein Scherflein geopfert, habe der Letzte am Hungertuche genagt, habe gegeizt und gedarbt, und sei trotzdem eben so schlimm gefahren, als der muntere Bauersmann, theils weil er nicht die Mittel gehabt wie jener, theils weil er Alles, was er sich am Munde abgespart, in den bereits erwähnten Seckel des Advocaten gelegt.

Dann erzählte der Pfarrer, wie er auch beim Todtengräber eingekehrt und dort ebenfalls wenig Tröstliches gefunden. Jener habe sich von Frau Elisabeth alle Ersparnisse des Hauses nachsenden lassen, und nachdem kein Groschen mehr zu senden gewesen, sei er heimgekehrt, ohne Hoffnung auf die Erbschaft, aber mißvergnügt mit sich selbst und der ganzen Welt. Seine Särge, seine Grabsteine und seine Todten wären ihm zuwider geworden, und häuslichen Hader gäbe es gerade genug, indem Frau Elisabeth aller Welt die Schuld gäbe, des Verlustes ihrer Sparpfennige halber, nur sich selber nicht, trotzdem sie, wie Daum behauptet, anfänglich wie toll versessen auf jene unglücklichen Millionen gewesen sei und ihn fast mit Gewalt zur Stadt getrieben.

Da Herr Evaristus schweigsam geworden, so

empfahl sich Lämmermeier eher als gewöhnlich, und als er gegangen war, sagte der Hausherr halb ärgerlich, halb lachend zu Semper:

„Der Pfaffe hat den Teufel im Leibe, man kann ihm nicht beikommen."

Semper aber, der dem Pfarrer die Treppe hinableuchtete, fragte diesen unten:

„Haben Euer Hochwürden das Bewußte beigebracht?"

„Wie war das möglich, Alter?" versetzte Lämmermeier, „hat Er nicht gehört, wie der Herr heute wieder den ganzen Abend seine schlechten Witze gemacht über die Nase von den Hochwürdigen und über mein angebliches allzu freies Leben in der Stadt? Da mußte ich ihm hinausgeben und ihn merken lassen, daß auch ihm die Erbschaft den Kopf verdreht, so gut wie jenem Bauer, dem Todtengräber und vielen Anderen, und daß auch er manches Aeckerlein verkauft oder verpfändet, und daß sein Silber Hebräisch gelernt, eben so wie des Bauers Uhr und sein silberbeschlagener Ulmer. Es hat Jeder etwas abgekriegt, der sich mit dieser verwünschten Erbschaft eingelassen hat, ich selbst, und wahrscheinlich geht es dem auch nicht besser, der einmal auf den Gedanken

kommt, alle diese Geschichten niederzuschreiben. Das ist mir aber einerlei.

Jetzt hört aber, alter Semper! Morgen, oder in einigen Tagen, kommt der junge Herr, die Frau Aloisia und die Cordula. Da wird der Alte derber, mit Gewalt gepackt! Verstanden?"

„Ja," sagte Semper trübselig.

Als der Pfarrer im Dunkel der Nacht verschwunden war, ging der alte Diener gesenkten Hauptes und mit jammervoller Miene nach seinem Stübchen.

„Eins, zwei, drei, vier Stück," murmelte er, „und der Pfarrer, der jedenfalls auch kommt, macht fünf Stück, und ich, ich habe nur zwei, das heißt zwei Suppen- und zwei Theelöffel von Silber. Wem soll ich die silbernen geben? Daß der Herr mit einem Zinnlöffel ißt, leid' ich nicht, und daß die Gäste das Zinn kriegen, paßt doch auch wieder schlecht. Es mag aber das Silber bekommen, wer da will, so sehen sie doch die zinnernen Löffel, und merken die Lumperei!"

Er stieß eine grimmige Verwünschung aus und drohte mit der geballten Faust nach der Gegend des Dorfes hin, in welcher das Berold'sche Silberzeug beschäftigt war, die oben erwähnten Studien zu machen.

Vorstudien eigentlich blos, da der ganze Schatz vorläufig nur versetzt war und nicht verkauft, und Semper selbst schon einmal die wucherischen Zinsen in die bescheidene Wohnung des Juden getragen hatte.

Der Alte barg dann das Antlitz in seinen Händen, und zwischen den Fingern dieser großen, plumpen, runzeligen und mit Schwielen bedeckten Hände stahlen sich große Tropfen hindurch.

Perlen, edle, köstliche Perlen!

Lacht immerhin über den alten Thoren! Ueber die Bedientenseele! — Ganz wie's Euch gefällt!

Jetzt aber trocknete er mit dem rauhen Rücken seiner Hand die Augen und stand rasch auf von dem niedern Schemel, auf welchem er Platz genommen hatte. Es schien, als habe er einen Ausweg gefunden, die Schmach abzuwenden, welche seiner Ansicht nach seinem Hause drohte, denn er schritt, so rasch als er aufgestanden, auf eine Commode zu, in welcher er seine wenigen Habseligkeiten verwahrte, und zog ein in einer Ecke sorgfältig geborgenes Päckchen hervor.

Ein in eine alte seidene Halsbinde eingebundenes kleines rothes Kästchen, welches den einzigen Schatz enthielt, den er besaß, und den größten, den er je besessen.

Eine goldene Tapferkeitsmedaille, die er im Kriege sich erkämpft hatte.

Und da wir bereits errathen haben, was der alte, tolle Mann mit diesem, seinem einzigen Schatze beabsichtigte, so lassen wir ihn allein seiner Wege ziehen, zu Salomon, Jakob oder Israel, und bemerken nur, daß er auf diesem Wege sich mit Gewalt den Gedanken aus dem Sinne schlug, ob er wohl je im Stande sein werde, sein Ehrenzeichen wieder auszulösen oder nicht. —

Es hatte nicht den Anschein, als ob die vom Pfarrer Lämmermeier angesagten Gäste wirklich am nächsten Tage kommen wollten. Wenigstens schien Herr Evaristus nichts davon zu wissen, denn er nahm sein Mittagsmahl früher als gewöhnlich, warf dann seine Flinte über den Rücken und verließ das Schloß, indem er Semper sagte, daß er erst des Abends wieder zurückkehren würde.

Während nun der alte Diener sich mühte, nach Kräften Alles vorzubereiten auf den Empfang der Gäste, von deren Ankunft sein Herr aber, wie er guten Grund zu glauben hatte, nichts wußte, schritt dieser Letztere ziemlich wohlgemuth auf verschiedentlich sich krümmenden Feldwegen dem Walde zu.

Wir sagen ziemlich wohlgemuth, denn an

manchen Stellen des Weges zog Herr Evaristus eine schiefe Miene und drehte meistens sein Haupt hierauf ärgerlich nach einer andern Seite. Wieder an anderen Orten blieb er einige Augenblicke stehen, blickte prüfend über irgend ein Grundstück, und war seine Miene eben nicht auch so verdrießlich wie vorher, so drückte sie dennoch zuverlässig eine gewisse Unzufriedenheit aus.

Die Sache war aber die, daß an den ersten Stellen Aecker lagen, welche Herr Evaristus verkauft hatte, an den zweiten aber solche, die blos verpfändet waren.

War ein längeres Stück des Weges von solchen unangenehmen Erinnerungen frei, so schien auch unser Freund heiter und guter Dinge zu sein, und als er endlich den Wald erreicht hatte, schienen alle schlimme Gedanken verschwunden, er schwenkte seinen Jagdhut, stieß einen Jubelruf aus, wie solcher gebräuchlich unter dem Landvolke seiner Gegend, und schritt dann rüstig vorwärts.

Die Geschichte mit den fatalen Grundstücken war aber einfach folgende:

Wie sich der freundliche Leser erinnert, war Herr Evaristus im Anfange außer sich über die Störung, welche seiner Gemüthlichkeit drohte

durch die Aufnahme der Erbschaftsangelegenheit, und er widerstand eine Zeit lang hartnäckig den Forderungen und Wünschen der Seinigen. Nachdem er aber einmal nachgegeben und die Sache in die Hand genommen hatte, verfolgte er sie mit der gleichen Hartnäckigkeit, mit welcher er anfänglich gegen sie angekämpft hatte, und mit aller jener Beharrlichkeit, die seinem Charakter eigen war.

Lämmermeier, der in die Stadt gesendet worden war, um sich mit Quästorius sorgfältigst zu berathen, und der, wie angedeutet wurde, aufopfernd genug war, selbst seinen guten Ruf auf's Spiel zu setzen, um von den Vagabunden nützliche Geheimnisse zu erforschen, schrieb nach einiger Zeit, daß Quästorius zwar die Artigkeit in eigener Person sei, daß aber nach seinem Dafürhalten irgend eine gegründete Hoffnung eben so wenig vorhanden, als am ersten Tage seines Eintreffens, und rieth, da die riesenhaften Rechnungen des Advocaten schon beträchtliche Summen verschlungen hatten, die ganze Sache aufzugeben.

„Jetzt erst recht nicht," sagte Herr Evaristus; „ist schon so viel zum Teufel gegangen, soll es mir auf noch mehr auch nicht ankommen."

Und es kam ihm auch nicht darauf an. Dem

versetzten Silber folgten verpfändete Aecker und endlich verkaufte Grundstücke, und der Stand der Dinge wurde noch schlimmer, nachdem der Pfarrer nach Beroldsfeld zurückgekehrt, um seine christliche Heerde wieder zu hüten.

Clemens, der einjährige Jurist, war zwar nach der Stadt gereist, um dort seine bereits erworbenen Kenntnisse im Interesse der Angelegenheit zu verwerthen; er kehrte indeß nach kurzer Frist geräuschlos zurück nach der Hochschule, und schrieb bald darauf seinem Vater, wie er ihm rathe, abzustehen von weiterer Verfolgung der Sache.

Frau Aloisia hatte, moralisch und sich selbst gegenüber, den schwersten Standpunkt. Sie entsetzte sich über die namhaften Summen, welche nutzlos bis jetzt in die Hände des Rechtsgelehrten gefallen waren, und entsetzte sich doppelt, da sie selbst zur Aufnahme der Angelegenheit gerathen hatte.

Damen überhaupt haben aber nur in ganz außerordentlich seltenen Fällen, und selbst da niemals vollkommen Unrecht. Alte Tanten aber nie und zu keiner Zeit.

Sie schrieb also an Evaristus, daß man ohne Zweifel die Sache falsch angegriffen habe.

Cordula war außer sich vor Verwunderung,

daß Clemens nicht in einigen Wochen Alles zu Ende gebracht. Später weinte sie; Evaristus aber gab weder der Tante noch seinem Sohne Antwort, nahm von den Thränen seiner Nichte, von welchen er briefliche Nachricht erhielt, nicht die geringste Notiz, sondern fuhr fort, mit Quästorius Briefe zu wechseln und Geld beizuschaffen, wie es eben ging.

Das war der Stand der Angelegenheiten, als er, wie wir erwähnten, im Walde seinen Hut schwenkte und einen Jubelruf ausstieß.

Er war froh, daß er die unangenehmen Felder hinter sich hatte, und dann ging ihm auch das Herz auf im frischen Walde.

Das, was man in der „flotten und burschikosen Sprache," welche man uns vorgeworfen hat, einen moralischen Katzenjammer nennt, kam freilich nicht selten über unsern alten Freiherrn.

Zumal des Morgens im Bette und in schlaflosen Stunden der Nacht.

Er versäumte auch nicht, auf diese abscheulichen Zustände hinzudeuten, wenn Semper in außerordentlich, die Tante Aloisia in weniger verblümten Redensarten von Leichtsinn zu sprechen pflegten, und erwiederte, daß er sehr wohl gewisse Uebelstände empfände und über dieselben nachsänne;

Er sei aber Philosoph, und ein solcher müsse verstehen, sich über das Unvermeidliche hinwegzusetzen.

Gegenwärtig aber schritt er durch den Wald dahin, eine Melodie summend, die ihm theuer in seiner Jugendzeit gewesen, und sog zugleich mit Wohlbehagen die würzigen Düfte ein, welche in's Dickicht gedrungene Sonnenstrahlen den Fichten und Tannen abgeschmeichelt, welche die Jahreszeit aus den jungen Birken gelockt hatte, und welche die Waldblumen freiwillig geben, damit man das bescheidene Kleid übersehen möge, mit dem Flora eben ihre Waldkinder angethan.

Bisweilen riß er rasch sein Gewehr von der Schulter und schlug an auf einen Vogel, der über seinem Haupte hinstrich, oder auf ein Wild, welches in flüchtigen Sätzen über seinen Weg eilte, ohne indessen Feuer zu geben.

Er prüfte nur die Schärfe seines Auges, da es ihm bisweilen vorgekommen, als habe dieselbe ziemlich abgenommen gegen früher.

Nichts war eigentlich natürlicher, und er wußte das wohl selbst, heute aber schien es ihm, als sähe er wie vor dreißig, je nun, vielleicht auch wie vor vierzig Jahren.

Das erhöhte noch seine gute Laune.

„Prächtig," rief er, „es geht ausgezeichnet,

und es war eine Tollheit, mir einzubilden, daß ich schlechter sähe als früher."

Endlich war er an die Gränze seines Besitzthums gekommen, und es mußte da wohl Jedem sogleich in die Augen fallen, daß hier eine bessere Wirthschaft getrieben wurde als drüben, in des Herrn Evaristus Walde.

Das schien aber diesen nicht im Mindesten zu verdrießen, er nickte im Gegentheil wohlgefällig mit dem Haupte, und blickte zufrieden auf die wackeren Bestände.

„Famoser Kerl der Förster!" sagte er zu sich selbst, „hat die gute Wirthschaft des Alten noch verbessert, so viel es sein konnte in den paar Jahren. Nun, will's Gott, so sieht's später bei mir oder bei Clemens auch so aus. Wär' ich nur früher so klug gewesen!"

Dann schienen andere Gedanken über ihn zu kommen, und er schritt sinnend weiter, bis endlich, eben als er durch einen jungen Birkenschlag ging, Hundegebell an sein Ohr drang und bald darauf das bemooste Dach eines Jägerhauses sichtbar wurde.

Wir kennen das Jägerhaus bereits, denn es ist die Wohnung des Försters Johannes Schmid und seiner Frau Sophie, und auch Herr Eva=

ristus schien es zu kennen, denn er ging jetzt mit verstärkten Schritten und heiterer Miene auf dasselbe zu.

Unter dem Vorsprung des Daches, auf der Bank vor dem Hause, saß Sophie auf derselben Stelle, an welcher wir sie schon einmal mit Johannes gefunden haben. Sie war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, und neben ihr lag in einer Wiege ein derber Junge von einem oder anderthalb Jahren, der genau so aussah wie die meisten gesunden Kinder von diesem Alter, von welchen man hartnäckig behauptet, daß sie ihren Vätern wie aus dem Auge geschnitten ähnlich sähen, während sie in der That Niemandem gleichen als anderen kleinen Kindern von demselben Alter.

Es mußte jetzt wohl sicher geworden sein im Walde, denn die junge Frau saß sorglos mit ihrem größten Schatze im Freien da, und als sie den Freiherrn gewahrte, eilte sie schnell und freundlich grüßend auf ihn zu.

Ihr Mann sei nicht zu Hause, er werde indessen bald kommen, sagte sie, da er wisse, daß Herr Evaristus versprochen habe, sie zu besuchen.

Dann geschah, was bei ähnlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Die Hausfrau brachte

einen Imbiß, und der Gast versicherte, daß er nichts genießen könne, da er bereits zu Hause zu Mittag gegessen. Endlich aber, und auf den Einwurf, daß der zurückgelegte Weg kein kleiner sei, begann er mäßig zu kosten und hierauf wacker zuzulangen, da er fand, daß er wirklich wieder hungrig geworden.

Als Evaristus, wie natürlich, den kleinen Bengel in der Wiege einen Engel nannte und ihm noch andere absonderliche Lobsprüche ertheilte, nahm die erglühende und freudestrahlende Mutter, abermals wie natürlich und wie das stets geschieht, den Kleinen aus seinem Bettchen, um zu zeigen, wie brav und groß er schon sei; der Junge begann aber jetzt so furchtbar zu schreien, daß man Grete rufen mußte, um ihn herumzutragen und zu beschwichtigen.

„Ist das die wackere Person, welche jenen langen Spitzbuben so durchgedroschen hat?“ fragte Evaristus.

Sophie bejahte, und Grete sagte, während sie beschäftigt war, mit ihrer blauen Schürze die Thränen und andere Flüssigkeiten in dem Antlitz des jungen Johannes zu trocknen:

„Ja, gnädiger Herr, das bin ich. Und wenn

die Frau nicht abgewehrt hätte, so hätt' ich ihn todtgeschlagen, den Lumpen."

„Brav!" rief Herr Evaristus, „so ist's recht! Sie ist ein wackeres und resolutes Weibsbild."

Dann sprach man von anderen Dingen, und nach nicht langer Zeit kam der Förster Johannes.

Herr Evaristus hatte, bis vor noch nicht langer Zeit, allein mit Semper seinen Wald bewirthschaftet, leider so gut, als zwei alte Soldaten eben dergleichen zu Wege bringen können.

Die langen Beine Semper's wurden aber mehr und mehr steifer und untüchtiger zum Laufen in Forst und Wald, und nach und nach wollte es auch dem Freiherrn bedünken, als ständen alle anderen Waldungen besser als eben die seine.

Als er hierauf mit dem jungen Förster sprach, erklärte sich dieser bereit, die Aufsicht zu übernehmen, und nachdem er die Bestände besehen, fand sich bald, daß bisher Manches, ja Vieles verloren gegangen, Anderes nicht zweckmäßig verwerthet worden, und daß durch veränderte Fällungspläne gleichzeitig Nutzen erzielt werden würde für den Wald und die Kasse des Besitzers.

Evaristus war höchlich zufrieden, ja er fühlte sich glücklich, wenigstens indirect und zum Theil

wieder gutgemacht zu haben im Holze, was er an der Scholle gesündigt.

Aehnliche Dinge besprachen jetzt die beiden Männer, und nachdem das Geschäft zu Ende, und Herr Evaristus sich zum Aufbruch anschicken wollte, bat ihn Johannes, noch ein Weilchen zu bleiben. Es sei ja hell bis zum späten Abend, sagte er, und sei es ihm erlaubt, so wolle er Herrn Evaristus dann durch den Wald das Geleit geben.

Dem war es wohl bei den glücklichen, zufriedenen jungen Leuten, und er blieb. Hatte er doch selbst zu Hause nicht Kind und nicht Kegel, und sein alter Semper vertrieb sich schon allein die Zeit.

Man sprach von Allerlei, und endlich sagte der Freiherr:

„Seht, Leute, ich kümmere mich wenig um das Thun Anderer, da ich leider genug zu schaffen habe mit mir selbst, aber sagt mir doch: Eure arme Käthe hat jener Gauner entführt der Erbschaft halber, welche die Familie Dosel machen soll, wenn es Gottes Wille ist, aber hatte sie, die Käthe, denn wirklich schon etwas geerbt, und Ihr selbst, wie sieht es denn mit Euch aus? Mir will es scheinen, als hättet Ihr eben nicht ein paar Millionen im Kasten liegen, nehmt mir das nicht

übel, auf der einen Seite aber seht Ihr mir wieder so zufrieden und glücklich drein, daß ich's fast für unmöglich halte, daß Ihr mit gewissen Leuten, die ich nicht nennen will, viel zu schaffen habt."

„Nein," versetzte der Förster, „meine Schwägerin hatte nichts geerbt, und erst später überhaupt Nachricht von der unglücklichen Geschichte erhalten, verblendete sie gleichwohl die Aussicht auf ein glänzendes Leben, das jener Schurke ihr vorgespiegelt, weil er durch das unglückliche Mädchen zu großem Reichthum zu gelangen hoffte. Wir aber, die Sophie und ich, wollten nichts von dieser Erbschaft wissen.

Ich wollte ein Förster werden, die Sophie eine Frau Försterin, weiter nichts auf Gottes weiter Welt, und das haben wir jetzt erreicht, und wir tauschen mit Niemand."

Er reichte Sophien die Hand.

„Mit Niemand," sagte diese, „und hier aus dem Hause möchte ich nicht, und wenn wir Forstmeister werden könnten drinnen in der Stadt."

Johannes lachte. „Das hat keine Gefahr," sagte er, „als uns aber der Oheim die Geschichte mit der Erbschaft eröffnete, so wies ich gleich Alles mit Bestimmtheit zurück, und das zwar schon vor-

her, ehe wir den unglücklichen Ausgang von Käthens Entführung noch ahnen konnten.

Genau so wie ich, dachte die Sophie, und wir haben uns oft unsere Zukunft ausgemalt, gerade so, wie sie sich nun gestaltet hat. Sollen wir undankbar sein und Weiteres wollen und wünschen, da ja unsere Wünsche so vollständig erfüllt worden?"

„Ich wundere mich nur," sagte die junge Frau, „wie manche Menschen von einem Glück sprechen, dessen man endlich überdrüssig werden kann. Sicher war das nie ein wirkliches Glück. Mich macht nicht allein die Liebe meines Mannes heute noch glücklich wie am ersten Tage, an dem wir hier einzogen als junge Eheleute, sondern mein Herz erfreut sich eben noch so an Allem, was uns umgiebt, wie in jenen Tagen, an meinem mächtigen Eichwalde hier, am Birkenschlage und an meinen zahmen, wilden Vögeln, die dort nisten und singen, und an meinem alten Forsthause hier möchte ich keinen Stein ab- oder zuthun. Das ist mir lieb vor Allem. Und Geld und Gut?

Bisweilen, wenn ich einen Kreuzer zehnmal umgedreht und mich besonnen habe, ob ich ihn ausgeben soll oder nicht, habe ich wohl gedacht, es wär' denn doch so übel nicht, wenn Du immer

so ein hundert Thälerchen im Kasten liegen hättest, und was könnte man da Alles kaufen und anschaffen für Haus und Hof!

Gleich aber habe ich mich darauf immer selbst wacker ausgelacht. Habe ich denn nicht, was ich brauche? Und wenn ich überzähle, was ich erspart an den zehnmal herumgedrehten Kreuzern, so freut mich jeder solcher Groschen mehr, als mich ein Schock Thaler freuen würde, das mir in's Haus schneit ohne Mühe und Plage. Vom Buben da in seiner Wiege will ich gar nicht reden. Was mich der glücklich macht, weiß Niemand auf der Welt, selbst mein Johannes nicht."

Herr Evaristus lachte:

„Uebertreiben wir nur nicht, Frau Försterin. Der hat mit Ihrer Genügsamkeit nichts zu schaffen. Der Storch, der dergleichen in's Haus bringt, trägt's hin, wo kein Pfennig in der Truhe, und wieder, wo die Ducaten zu Haufen liegen. Aber Ihre andere Ansicht ist herrlich, und gleich zu beneiden und zu loben."

Dann fragte er nach Freudenberg und Klettenheim, welche er Beide schon früher im Städtchen kennen gelernt.

Der Erste sei, wie man zu sagen pflege, alt geworden, sagte der Förster, der Tod Käthens

wäre ihm sehr zu Herzen gegangen, und es sei zugleich wahrscheinlich, daß ihn der Verlust ziemlicher Summen, welche er an Quästorius gegeben, ebenfalls schmerzte. Jetzt habe er aber mit der Erbschaft nichts mehr zu schaffen, ja man dürfe, wenn er auf Besuch in's Forsthaus käme, keine Silbe von derselben sprechen, wenn man ihn nicht vertreiben wolle. Was Klettenheim beträfe, so sei derselbe fast unzertrennlich von dem Geigenmacher, und trotz manchfacher Anfechtungen noch immer ledigen Standes.

Als endlich Evaristus dennoch Abschied nahm von dem Forsthause, begleitete ihn Johannes, wie er es versprochen hatte, eine Strecke weit durch den Wald, immer noch sein Glück preisend, und seine Zufriedenheit darüber aussprechend, daß er mit jener fatalen Erbschaftsangelegenheit sich niemals eingelassen.

Nachdem er aber den Freiherrn verlassen hatte, schritt dieser langsam und nachdenklich seines Weges weiter, und endlich sagte er lächelnd zu sich selbst:

„Nun, wenn die einmal erfahren, was diese peruanische Erbschaft mich schon gekostet hat, werden sie schöne Augen machen. Ich habe mich aber brav gehalten, und habe ihnen nichts merken lassen.

Es sind brave Leute, und ich wollte sie nicht in Verlegenheit setzen, und dann, ich weiß eigentlich selbst nicht recht, wie und warum, aber es scheint mir fast, als hätte ich mich geschämt, es ihnen zu sagen."

Als er aus dem Walde trat, war es bereits fast dunkel, und wie er nach dem Schlosse blickte, kam es ihm vor, als bemerke er Licht in den für fremde Gäste bestimmten Zimmern. Es war ihm das nicht ganz angenehm.

Besuche und Briefe treten häufig störend in eine gewisse Ruhe, die wir uns selbst geschaffen haben, oder, wenn man will, in uns lieb gewordene Gewohnheiten. Er beschleunigte daher seine Schritte, um wenigstens bald zu erfahren, wer ihn heimgesucht; als er aber über die Zugbrücke schritt, flog ein junger Mann ihm entgegen und in seine Arme.

„Gott grüß' Dich, Vater, Gott grüß' Dich!"

Es war Clemens, und wir selbst fühlen jetzt recht deutlich, welchen großen Fehler wir begangen haben, nun erst, im vorletzten Kapitel, dem verehrten Leser diesen Clemens persönlich vorzustellen, nachdem wir seiner schon so häufig gedacht, und durch die folgende, nur flüchtige, Schilderung seines Aeußern verbessern wir kaum diesen Fehler.

Clemens war ein fast die Mittelgröße überragender, schlank und dabei doch kräftig gebauter junger Mann, mit frischen, wenn gleich nicht eben stark gerötheten Wangen, dunkelbraunem Haar und dunkelblauen Augen, und was seine Kleidung betraf, so war sie eben die Studententracht jener Zeit, welche junge Leute fast immer besser kleidet, als ein strenger, der herrschenden Mode folgender Anzug.

Angenehm überrascht, schloß Herr Evaristus den Sohn in seine Arme.

Er war größer, stärker und männlicher geworden, das hatte das Vaterauge im Augenblicke bemerkt, und hatte eben so rasch mit Wohlgefallen den, wenn gleich nicht eben unmäßig großen Bartanflug um Wange und Oberlippe seines Lieblings in's Auge gefaßt. Und welches Vaterherz schlägt nicht freudig, wenn es eines seiner Kinder stärker und männlicher, oder verständiger und klüger wiedertrifft!

Aber während er ihn noch umschlossen hielt, sagte eine andere Stimme:

„Ich bin auch da, Papa; ich hoffe, Du zankst nicht!"

„Nein," rief Herr Evaristus lachend, „ich zanke nicht, unter der Voraussetzung nämlich, daß noch

ein gewisser Jemand da ist, und daß Ihr Beide nicht allein auf Abenteuer ausgegangen seid."

„Die Tante ist droben," sagte Cordula ernsthaft, „das versteht sich von selbst."

Man stieg die Wendeltreppe hinan, und auf dem ersten Absatze derselben kam Frau Aloisia dem Hausherrn entgegen, und das zwar mit solcher Liebenswürdigkeit, daß Herr Evaristus augenblicklich merkte, daß er drei Verbündete vor sich habe, welche gekommen wären, irgend einen Angriff auf ihn zu machen.

Nichts desto weniger freute es ihn, der eben erst aus dem glücklichen Familienleben der Försterleute herausgetreten war, nun auch die Seinigen um sich zu haben, und es war ihm vorher fast bange für den einsamen Abend, besonders da Semper in der letzten Zeit, wenn nicht mürrisch, doch wenigstens meist traurig und niedergeschlagen war.

Der vorher stattgefundenen Zwistigkeiten wurde nicht erwähnt. Freilich hatte Aloisia mit Cordula früher steif und förmlich das Schloß verlassen und war, des Winters halber, bald darauf in's Städtchen gezogen. War sie aber gegangen, weil der Freiherr sich anfänglich nicht zu ihren Plänen bequemen wollte bezüglich der Erbschaft, so war

sie später nicht wiedergekehrt, weil er nun dieselben allzueifrig verfolgte.

Verblümt war darüber schon Allerlei geschrieben worden, man wußte, woran man war, und Niemand fand es daher für passend, die ärgerlichen Geschichten zu erwähnen, Herr Evaristus aber am allerwenigsten, weil er sich den Abend nicht verderben wollte, da ihm ähnliche Erörterungen überhaupt stets äußerst unangenehm. Ueberdies glaubte er bereits halb und halb errathen zu haben, was man im Schilde führe, und hatte darüber seine eigenen Gedanken.

Semper war ausnehmend heiter, vorläufig wahrscheinlich aus dem einzigen Grunde, weil er den Herrn Clemens und die Cordel nach langer Zeit wieder einmal sah, bei Tische aber zog er ein schiefes Gesicht.

Herr Evaristus bemerkte nicht, daß er sowohl als seine Gäste silberne Löffel vor sich liegen hatten, und daß in den frugalen Gerichten, welche man aufgetragen hatte, wo es nur halbwege anging, ebenfalls die von Semper Tags vorher so schmerzlich vermißten steckten.

Als aber endlich Semper, nicht ohne einige Ostentation, drei weitere Löffel vor ihn hinlegte, fragte er verwundert:

„Was soll ich denn damit?“

- „Wenn's vielleicht irgendwo fehlt,“ sagte Semper.

Jetzt erst bemerkte Herr Evaristus mit Erstaunen den Reichthum, den eine unbekannte Hand über seine Tafel ausgeschüttet, und die Neugier plagte ihn stark, den Geber oder Leiher zu erfahren.

Als daher Semper die Stube verlassen hatte, sagte er zu Clemens:

„Mach' einen Augenblick den Damen die Honneurs, ich komme gleich wieder,“ und ging dann rasch dem Alten nach, um ihn zur Rede zu stellen, zumal ein unangenehmer Verdacht in ihm aufgestiegen war.

„He, Semper,“ sagte er, „wo sind die Löffel her?“

„Ich habe sie auf die Tafel gelegt.“

„Das weiß ich freilich,“ rief Evaristus heftig; „aber wer wer hat sie hergegeben? Die Aloisia hat sie doch nicht etwa mitgebracht?“

Das war es, was er befürchtet hatte.

Aber Semper erwiederte:

„Warum nicht gar! Es sind die unseren. Haben Sie sie nicht erkannt?“

„Aber wo hast Du sie her?“

Semper zeigte schweigend mit dem Daumen über seine Schulter nach der verdächtigen Richtung. Er nannte den Namen des zeitweiligen Inhabers nicht gern.

Auch der Freiherr nannte ihn nicht, sondern sagte:

„Aber wie hast Du sie bekommen?"

„Ich habe sie geholt," sagte Semper.

Da Herr Evaristus wußte, daß der, dessen Name bisher nicht genannt worden war, ohne ein anderes Pfand sicher nicht einen, viel weniger ein ganzes Dutzend seiner Gefangenen herausgegeben haben würde, sann er einen Augenblick nach, dann sah er den Alten forschend an:

„Was hast Du versetzt dagegen?"

Semper antwortete nicht, als aber sein Herr die Frage heftig wiederholte, zeigte er schweigend mit der Hand nach der Stelle seiner Brust, an welcher er sein Ehrenzeichen zu tragen pflegte.

Der Freiherr drehte sich rasch um und bedeckte einige Augenblicke sein Antlitz mit beiden Händen. Er begriff die ganze Größe des Opfers, welches der alte Mann gebracht hatte, sein ältester, sein treuster Freund, jetzt sein einziger.

Als er sich wieder nach ihm wendete, war er verschwunden.

Tief aufathmend kehrte Herr Evaristus in die Stube zurück zu den Seinigen, und befand sich eben in der rechten Stimmung, die Wünsche und Bitten zu hören, welche man ihm nun vortrug.

Einige Stunden später bestand die ganze Gesellschaft in Beroldsfeld aus lauter Glücklichen, und der alte Freiherr schien der Glücklichste von Allen.

Ohne Zweifel hatte er längst schon begriffen, daß er nicht auf dem besten Wege hinsichtlich seines hartnäckigen Strebens nach jener Erbschaft, jetzt lag die ganze Sache hinter ihm, und es wollte ihm bedünken, als sei auch bereits ein Theil des Verlorenen wiedergewonnen nur allein durch seinen Entschluß, das tolle Streben gänzlich aufzugeben.

Denn darum hatten ihn Clemens und die Frauen gebeten, und er hatte es ihnen zugesagt, ferner keine Zeile mehr an Quästorius zu richten, nachdem er ihm diesen seinen festen Entschluß mitgetheilt.

Dann war im Rathe der Familie beschlossen worden, daß Clemens in Bälde die Hochschule verlassen, in Beroldsfeld dem Vater an die Hand gehen und Cordula heirathen sollte.

„Wenn ich die Cordel erst heirathen darf, bis

ich mir eine Anstellung erstudirt habe, wird sie eine alte Jungfer und mag mich am Ende gar nicht mehr," sagte Clemens.

Dann rechnete er die Summen zusammen, welche bis dorthin sein Aufenthalt in der Stadt verschlingen würde, und setzte Herrn Evaristus auseinander, wie außerordentlich billig er auf Beroldsfeld und verheirathet mit Cordula leben würde.

„Das kennt man," sagte sein Vater lachend, „das ist die Rechnung der Verliebten, welche alle sagen: haben wir uns einmal, so kostet uns das Leben zu Zweien nicht mehr, als jetzt, wo wir getrennt leben, jedem Einzelnen. Ich aber rechne, daß ein paar Verheirathete so viel bedürfen als drei Ledige. Kommen einmal Kinder, so kommen auf jedes Kleine ein halber Lediger, werden sie größer, natürlich ein ganzer. Das ist die Ehestandsrechnung. Aber meinetwegen, heirathet Euch! Das mit der alten Jungfer ist wenigstens richtig, und am Ende bleibst Du doch nicht in der Actenstube, wenn ich einmal unter der Erde bin."

Frau Aloisia verkündete nun noch ihren Entschluß, ihr kleines Besitzthum zu verkaufen, um für immer nach Beroldsfeld zu ziehen, und als endlich Lämmermeier kam und erfuhr, daß Alles in Rich-

tigkeit sei, brachte er einen so wohlgesetzten und zierlichen Trinkspruch aus auf das Brautpaar, daß selbst die Tante Aloisia sich nicht enthalten konnte, ihm laute Lobsprüche zu zollen.

Der alte Freiherr aber sagte:

„Nicht leicht hättet Ihr einen bessern Tag wählen können zu Eurem Angriffe auf mich. Einmal hat Semper mein Herz weich gemacht, ja tief erschüttert durch eine edelmüthige Aufopferung, die ich Euch später mittheilen werde. Dann aber hat der stille Friede und das reine ungetrübte Glück, drüben auf dem Forsthause, mich mächtig ergriffen.

Eine verständige Genügsamkeit hat jene braven Förstersleute ein Glück gewinnen lassen, wie es wohl wenig Menschen besitzen. Wir haben Glücksgüter verloren, da wir, läugnen wir es nicht, ungenügsam waren und gewinnsüchtig. Laßt uns nun erhalten, was noch unser, und versuchen wir durch Fleiß und eine verständige Sparsamkeit vielleicht ein Theil dessen wieder zu erringen, was wir verloren."

Es ist so geworden, und als einige Monate später die Hochzeit von Clemens und Cordula gefeiert wurde, prangte auf der Hochzeitstafel ein

ziemlicher Theil des wiedererworbenen Silberzeugs, die Brust Semper's aber war mit seinem Ehren=zeichen geschmückt, das nun wohl ein doppeltes geworden.

6.
Endlich!

Des Nachts um halber Viere
Klopft er an ihre Thüre.
Er klopft an ihre Thür
Mit seinem Siegelring:
Schlafst oder wachest Du
Herzallerliebstes Ding.

Mag schlafen oder wachen,
Ich thu' Dir nicht aufmachen!
Geh' Du nur wiedrum hin,
Wo Du gewesen hast,
Und binde Deinen Gaul
An einen grünen Ast.

Altes Lied.

Leider müssen wir befürchten, den geehrten Leser ungeduldig zu machen, da wir uns schon wieder in der Lage befinden, ihn „in den Wald" führen zu müssen.

Die Entschuldigung, daß wir genau dem wirklichen Hergang unserer Geschichte folgen müßten, reicht, wir sehen das wohl selbst, kaum aus, gestehen wir also offen, daß wir ein wenig egoistisch sind, indem wir kaum einen lieberen Aufenthalt kennen, als eben den frischen, lebendigen Wald,

und jetzt doppelt gern von ihm sprechen, da uns gegenwärtig diese Waldesfreude fern liegt und wir, statt auf grünem Moosboden, auf holperigem Pflaster wandeln, statt der schlanken Baumstämme Fensterscheiben und rußige Mauern sehen, und, statt des luftigen Laubgewölbes auf diesen Stämmen, auf jenen Mauern abermals rußige Dächer erblicken, auf denen wieder berußte Kater umherschleichen, und deren ganzes Vogelvolk aus Sperlingen besteht, die ebenfalls schwarz wie die Dohlen aussehen, da der Straßenstaub, in welchem sie sich baden, nicht hinreicht, ihr Gefieder vom Steinkohlenrauche zu reinigen.

Besser noch beruhigt vielleicht den freundlichen Leser die Versicherung, daß unsere Waldschilderung nur kurz sein wird, und die letzte jedenfalls in vorliegendem Büchlein.

Kaum hätte es bei dem jungen Manne, den wir jetzt im Walde finden, dieser Entschuldigungen bedurft, denn er schien entzückt, ja gerührt von Allem, was ihn umgab, und wir wollen, um uns nicht unnöthigerweise im Geheimnißvollen zu bewegen, erklären, daß dieser junge Mann niemand Anderes war, als unser Heinrich, Don Enrique von ehedem, der in höchst bescheidener Kleidung, und statt allen Gepäckes, mit einem einfachen Reise-

täschchen neben sich im Grünen lag und wollüstig die frische Waldluft einsog.

„Das ist die Heimath," rief er begeistert, „die wahre, heilige, deutsche Heimath! Nicht die große Stadt mit Handel und Wandel, mit Lug und Trug, mit käuflicher Liebe, mit Elend und Glanz, nicht die Postkutsche und die Landstraße, alles das, so wie vieles Andere, hat man auch draußen in der Welt, wenn gleich vielleicht bisweilen in etwas anderem Gewande. Dir aber, Du lieber deutscher Wald, gleicht nichts von alledem, was ich draußen gesehen.

Du herrliche Waldeskönigin Eiche, Du alte treue Freundin Buche, Du liebliche Esche, Du weißstämmige Birke mit Deinem zierlichen zitternden Blattschmucke, Du schlanke Föhre und Du Fichte mit Deinem dunkelgrünen Blätterheere, die Du jetzt finster dareinblickst, dafür aber im Winter treu bleibst Deiner Farbe, und tausend Kinderherzen freudig schlagen machst, wenn Deine lichterfunkelnden Zweige die heilige Nacht verkünden!

Ja, Ihr alten, lieben, treuen Bäume, ich sehe es Euch wohl an, daß Ihr mich noch kennt, mir zuflüstert mit Euren Blättern, mir winkt mit Euren Aesten, mir, dem heimkehrenden Heinrich,

wie Ihr es früher dem kleinen Heinrich gethan habt, als er unter Eurem Schattendache spielte!"

So gab er Grüße, und nahm sie, denn es kam ihm vor, als neige sich der Wachholderstrauch vor ihm.

„Kleiner Heinrich! Pflücke meine reifen Beeren, wie Du früher gethan!"

Und die Brombeeren riefen:

„Auch uns, kleiner Heinrich! auch uns, hast Du uns vergessen, weil Du Ananas gespeist im fremden Lande?"

Dann fragten ihn seine alten Lieblinge, die Farrnkräuter, nach ihren vornehmen Vettern in den heißen Ländern, und ob es wirklich wahr, daß sie so reizend und herrlich?

„Sie sind schön," sagte Heinrich, „aber Ihr seid mir lieber."

„Du hast wohl andere, bessere Gräser gesehen als uns," flüsterte das Waldgras. „Uns hat der Südwind erzählt, daß er, weit drüben über dem Meere, über endlose Flächen hinweggeflogen, auf welchen das Gras gestanden, höher als ein Mann zu Roß."

„Ich will's nicht läugnen," sagte Heinrich, „doch Ihr seid harmlos, zwischen Euren Brüdern

aber da drüben lauert der Tiger, und giftiges Gewürm windet sich durch sie hin."

Dann schwirrten summende Käfer an ihm vorüber:

„Fang uns, kleiner Heinrich!" und die Schmetterlinge riefen:

„Lauf uns nach, hasch' uns mit Deinem Hute!"

„Die Zeiten sind vorüber," sagte Heinrich, „obgleich Ihr mir tausendmal mehr Vergnügen gemacht, als all' das gleißende Insectenvolk draußen in der Fremde."

Und jetzt, als mehr und mehr die Sonne zu sinken begann, bewillkommten die Vögel den Heimgekehrten mit ihren heimischen Weisen. Vorher waren sie stumm durch die Zweige geschlüpft, und hatten mit den großen schwarzen Augen sich den Fremdling angesehen, und als sie dann den alten Freund erkannt, klopften sie mit ihren Liedern an sein Herz, und scherzten mit ihm, und frugen ihn tausend Dinge, wie es die Vögel eben machen, wenn es Abend werden will.

Freilich konnte er all' den melodischen Fragern nicht Antwort geben, aber er fühlte, wie sein Herz mit ihnen sprach und ihnen sagte: daß der Klang ihrer Stimme reichlich aufwöge den Farbenschmuck der Fremden, ja, daß sie wohl auch endlich den

Vorrang hätten vor jenen bunten nnd glänzenden, wären sie auch stumm, eben weil sie der Heimath angehörig.

Als aber endlich die Vögel verstummten und die Sonne gesunken war, sprach sein Herz zu ihm und sagte ihm, wie die Heimath doch schöner noch, als draußen das Schönste, und dann sprach es zu ihm von seinen gestorbenen Eltern, und erinnerte ihn daran, wie sein treues Mütterlein ihn gehegt und gepflegt mit ihren ärmlichen Mitteln, bis sie zu Grabe gegangen, und wie sie wohl manchmal gedarbt, nur um ihn gut zu halten.

Er bedeckte sein Antlitz mit den Händen, nach einiger Zeit aber sprang er auf, und schritt rasch den bereits vom Monde beschienenen Waldpfad entlang. Kaum hätte es aber des Mondlichts bedurft, denn er erinnerte sich wohl des Weges, den er als Knabe so oft gelaufen und auf dem er träumend als Jüngling geschritten.

Von dem flachen Hügel aus, auf welchem der Wald seine Endschaft erreichte, blieb er stehen und blickte hinaus in die Ebene.

Er verglich nicht den mit funkelnden Sternen besetzten Himmel des Südens mit dem bescheidener gefärbten des Vaterlandes, nicht jenes strahlende Mondlicht mit dem mild leuchtenden

der Heimath, sondern er streckte die Arme aus nach der Gegend, in der er das Licht der Welt erblickt, sehnsüchtig, liebevoll, erfüllt von Lust und süßem Weh.

Drunten lagen die Felder, durch welche sich die heckenbegränzten Wege hindurchwanden, die Landstraße, hell beleuchtet vom Mondlicht, die kleine mit niederem Buschholz bestandene Stelle, die dem Knaben den größeren Wald ersetzt, ehe ihm gestattet war, den Forst zu betreten, an dessen Gränze er eben stand. Drunten endlich glitzerten die Wellen des kleinen Flusses, aus dem er früher Frida gerettet, und unfern des Flusses schimmerten aus der dunklen Häusermasse des Städtchens einzelne beleuchtete Fenster.

„Wenn Du jetzt eintreten könntest in eines dieser Häuser, in den Kreis der Deinigen, umjubelt von glücklichen Kindern, zärtlich umschlungen von den Armen einer treuen, liebevollen Gattin! Zu Hause, in der Heimath!"

Er seufzte tief auf bei diesen Worten. Dann sagte er entschlossen:

„Ich will's versuchen!"

Er stieg den Hügel hinab, und schritt anfänglich auf Feldwegen dem Städtchen zu, dann aber wandte er sich nach den dunklen Umrissen eines

Gebäudes, das nicht weit von der kleinen Stadt entfernt und am Anfange einer Parkanlage oder eines großen Gartens lag. —

Sehen wir ein wenig, auf welche Weise Heinrich in jenen Wald kam, in welchem wir ihn gefunden haben. Wie er überhaupt nach Europa gekommen, werden wir zuverlässig später erfahren, daß aber der Zufall ihn eben wieder in jener Seestadt an's Land steigen ließ, von welcher aus er seine unfreiwillige Reise angetreten, mögen wir wohl jetzt schon berichten.

Er hatte während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit keine Zeile von Haus erhalten, und sonderbare Befürchtungen und tolle Ahnungen waren in ihm aufgestiegen.

Daß Brokers ein Schurke, hatte er bereits am Bord der schönen Barbara erfahren, doch wagte er nicht die dunklen Fäden des Verdachts fortzuspinnen bis in die Heimath, hielt gleich ein unklares Gefühl ihn ab, sofort von jener Stadt aus nach Hause zu reisen.

Selbstverständlich eilte er sogleich nach seiner Ankunft zu Brokers, aber dieser war verschwunden, spurlos, und das aus guten Gründen, indem er plötzlich fallirt hatte, und nicht besonders be-

gierig erschien, die Resultate der Untersuchung seines Falliments abzuwarten.

Die nicht eben bei der Sache Betheiligten erzählten Heinrich lachend, daß Brokers ein geriebener Kauz gewesen, und sicher sein Schäfchen im Trockenen habe.

Da auch Güldenson, dessen Freundschaft er sich bei seinem ersten, ominösen Aufenthalt in der Seestadt so rasch erworben, verduftet war, schrieb Heinrich an Klettenheim, und bat um Nachricht und Aufklärungen des Standes der Dinge halber.

Es war dies fast sein einziger Freund in der Heimath, und er setzte alles Vertrauen auf sein gutes Herz, auf seine Ehrlichkeit, und hatte sich auch nicht getäuscht, denn in verhältnißmäßig kurzer Zeit erhielt er von demselben einen wohl stylisirten, auch sauber geschriebenen und fast ungebührlich langen Brief, den Heinrich aber natürlicherweise dennoch mit Begierde verschlang.

Im Wesentlichen enthielt derselbe nicht viel Neues, was uns nicht bereits bekannt wäre.

Heinrich indessen erhielt durch dieses Schreiben seines Freundes die erste Nachricht von der Erbschaft und zugleich die fast sichere, aber wenig schmeichelhafte Gewißheit, weshalb ihn Frida geheirathet hatte.

Er erröthete aus Scham und Aerger, und beide steigerten sich noch, wenn er der Behandlung gedachte, die ihm von diesem Weibe zu Theil wurde, und welche er zu jener Zeit hingenommen hatte in knabenhafter Schüchternheit, oder weil seine Liebe sich zu einem außerordentlich hohen Grade von Einfalt gesteigert hatte.

Als er las, daß Frida seine Briefe erhalten, deren Empfang indessen geläugnet habe, schien es aber fast, daß alle Liebe nicht erloschen sei in seinem Herzen, denn es kränkte ihn bitter, daß sie ihn, der draußen in der Fremde, nicht einer Zeile gewürdigt hatte.

Die üblen Nachreden verzieh er ihr, sie konnte ja wirklich glauben, daß er davongegangen sei, absichtlich und mit Willen, bei der Mittheilung Klettenheim's aber, daß sie einen Todtenschein von ihm in Händen, flog ein düsterer Schatten über seine Züge.

War es indessen unmöglich, daß Brokers, der ihn verrathen und ohne Zweifel jene Summe unterschlagen hatte, den falschen Todtenschein an seine Frau geschickt?

Es war dies möglich, aber eigentlich nicht vollkommen wahrscheinlich, er mußte sich bei reiferem Nachdenken das selbst sagen, und ein un=

klarer Verdacht ward in ihm rege, den er aber niederkämpfte.

Warum sich mit Muthmaßungen quälen? In einigen Tagen mußte er die Wahrheit ohnedies erfahren.

Daß aber unser Heinrich immer noch ein „guter Kerl," bewiesen seine Gedanken, als er am Schlusse von Klettenheim's Schreiben erfuhr, daß die Thurneisen sich im höchsten Unfrieden gänzlich getrennt, und eben so Beide mit Quästorius sich vollkommen überworfen hatten.

„Vielleicht war der alte Drache, die Thurneisen, an Allem Schuld," dachte er, „und die Frida hat jetzt ihr Unrecht eingesehen. Ich verzeihe ihr Vieles, Alles vielleicht, wenn sie besser geworden, und ich will gehen sie zu prüfen."

Gegenwärtig stand er im Begriff, dieses Experiment anzustellen, und war zu diesem Behufe aus der Landkutsche ausgestiegen, um zu Fuße und im Dunkeln bei Frida zu erscheinen, während er sein Reisegepäck in den Gasthof des Städtchens gesendet hatte.

Als er auf mondbeschienenem Pfade näher und näher dem Landhause Frida's kam, pochte sein Herz in ungestümen Schlägen, und seine Pulse flogen.

„Großer Gott! Wenn ich ihr Unrecht gethan hätte! Oder — wenn sie das ihrige eingesehen hätte, wenn sie mir entgegengeflogen käme: Heinrich, ich habe gefehlt, vergieb mir, ich will Dein gutes, treues Weib sein von nun an!"

Es kam ihm vor, als sei dies das höchste Glück, welches er erleben könne.

Edler Heinrich! Guter Heinrich! Ausnehmend unbefangener Heinrich! Ohne Zweifel wird Dein Vertrauen in einigen Augenblicken belohnt sein, und Du wirst von Amerika nach Europa zurückgekehrt sein, um in einem einsam gelegenen Landhause eine Rarität sonder Gleichen zu finden, ein Phänomen, ein kaum je dagewesenes Etwas.

Am Landhause angelangt, blieb er einige Augenblicke stehen, um sich zu sammeln, dann zog er die Glocke, und hatte nicht nöthig, das zum zweiten Male zu thun, denn er hörte alsbald in einem der nächst des Thorwegs befindlichen Zimmer des Erdgeschosses ein leichtes Geräusch; hierauf sah er, wie hinter dem starken Gitter des Fensters von innen ein Laden geöffnet wurde, und dann zur Hälfte ein Fensterflügel.

Es war dies dieselbe Stube, welche Frida, die Kratzenstein und die Thurneisen früher zusammen bewohnt hatten, eine ehemalige Gesindestube, und

wir kennen bereits deren reizende innere Beschaffenheit, da in derselben Heinrich seine bevorstehende Abreise angekündigt wurde.

Jetzt stand er, zurückgekehrt, draußen, und innen am halbgeöffneten Fenster stand Frida, welche ihn fortgeschickt hatte.

Sie war es selbst, das unterlag keinem Zweifel, denn obgleich das Fenster so hoch lag, daß kaum die untersten Gitterstäbe mit den Händen gefaßt werden konnten, so sah er doch deutlich jetzt ihr vom vollen Lichte des Mondes beleuchtetes Antlitz.

Es versagte ihm die Sprache, Frida aber rief:

„Wer stört noch so spät die Ruhe hier im Hause? Was soll es sein?"

Heinrich hatte sich in etwas gesammelt, doch zitterte immer noch seine Stimme, als er erwiederte:

„Ich bin's, Frida, ich, Dein Heinrich, o, laß mich ein, Alles soll vergessen und vergeben sein, ich will —"

Frida beugte sich, wahrscheinlich unwillkürlich, jetzt so weit, als es das Gitter erlaubte, aus dem Fenster, um nach dem Sprechenden hinzublicken, der so stand, daß der Mond einen Theil seines Gesichts beleuchten konnte. Ohne Zweifel hatte sie ihn auch erkannt, denn ihr ohnedies nicht leb-

haft gefärbtes Antlitz wurde jetzt todtenbleich. Aber sie rief trotzdem heftig:

„Fort, Gauner! Jener Heinrich, der mich böslich verlassen hat, ist gestorben. Ich habe seinen Todtenschein.“

„Er ist falsch, Frida, ich lebe, sieh mich nur an!“

Das ungestüme Bellen eines großen Hundes innen im Thorwege wurde jetzt laut, und Frida, welche sich wieder etwas zurückgezogen hatte, sagte jetzt:

„Mache, daß Du weiter kommst, Vagabund, wenn ich dem Hunde die Pforte öffne, reißt er Dich in Stücken.“

Allerdings trug Heinrich einen Schlüssel bei sich, ein Zaubermittel, wenn man will, welches aller Wahrscheinlichkeit nach den Hund gebändigt, und die Pforte ihm selbst geöffnet haben würde, aber er machte keinen Gebrauch von demselben, sondern sagte, wenn gleich mit innerlichem Widerstreben:

„O Frida, mich hungert, und ich habe keinen Ort, wo ich mein Haupt hinlege, nimm mich auf — nur für heute.“

„Marsch!“ sagte jetzt Frida, offenbar mit vor Zorn bebender Stimme, „Marsch, Bettler und

Gauner! Und bist Du morgen noch in der Nähe, so soll Dich die Polizei fassen, verlaß Dich darauf!"

Sie schloß jetzt das Fenster, und Heinrich hörte, wie sie die Thür öffnete, welche in den Thorweg führte, und da jetzt der Hund heftiger bellte, und gegen die geschlossene Thür sprang, so fürchtete er, daß sie ohne Weiteres ihre Drohung wahr machen und das wüthende Thier auf ihn hetzen werde, und da er dies für überflüssig hielt, zudem aber auch weitere Erkundigungen über seine häuslichen Verhältnisse einzuziehen für unnöthig erachtete, entfernte er sich schweigend, und schlug langsam den Weg nach dem Städtchen ein.

In einiger Entfernung blieb er stehen und blickte zurück.

Der Hund bellte immer noch, aber alle Fenster des Hauses blieben dunkel, und kein Lichtschimmer drang durch die Ritzen der Fensterladen.

Eine einzige Kerze genügte früher der schämigen Braut, das hochzeitliche Gemach zu erhellen, und jetzt reichten die Strahlen der keuschen Luna aus für die liebende Gattin, den wiedergekehrten Gatten zu erkennen, und ihn mit Hunden vom Hause zu jagen.

Er ging nach dem Städtchen, nicht traurig, nicht gekränkt oder mißmüthig, sondern beruhigt, jedenfalls aber entschlossen.

Nur den Gedanken an Luz und Marquita mußte er mit Gewalt niederkämpfen.

Am andern Morgen sendete er nach Klettenheim, und sah den treuen Freund bald darauf mit fliegenden Rockschösen und lebhaft bewegten Armen dem Gasthause zueilen, schneller fast, als es sich für einen Lehrer und Angestellten schickte, und als ihm Heinrich entgegeneilte, schloß er den Wiedergekehrten stürmisch in seine Arme.

„Nun ist Alles gut," rief er freudig; „Du lebst, das Weitere wird sich finden, und von Geschäften, oder was dem ähnlich sieht, wollen wir erst morgen, oder in einigen Tagen sprechen."

Dann setzte er einigermaßen verlegen hinzu: „Ehe Du aber zu Deiner Frau gehst, halte ich doch dafür, daß irgend Jemand sie vorbereiten sollte auf Deine Ankunft, ich, zum Beispiel, oder vielleicht Freudenberg."

„Glaubst Du, daß die Freude nachtheilig auf sie einwirken würde?" sagte Heinrich ernsthaft.

Klettenheim räusperte sich: „Weißt Du," sagte er zögernd, „sie ist bisweilen so eigen, — nicht

gerade die Freude — aber — ich weiß nicht, ob Du meinen Brief aufmerksam gelesen hast."

„Freilich," versetzte Heinrich, „und in Folge desselben habe ich Frida bereits einen Besuch abgestattet."

Er erzählte ihm nun, was ihm begegnet, und der ehrliche Klettenheim war anfänglich verwundert, dann aber höchlich entrüstet. Darauf aber sagte er:

„Du brauchst sie nicht, sie und ihr Geld nicht. Es wird sich hier schon ein Posten oder irgend eine bescheidene Stelle für Dich finden, und bis dahin bist Du mein Gast. Hat Dich drinnen, und nicht weit von der Goldquelle selbst, der liebe Gott nicht auf einen Goldhaufen gesetzt, so thut er's hier, par distance, wohl noch weniger. Laß Dich also mit dem Quästorius nicht ein. Daß Du aber bei mir bleibst, bis Du eine passende Unterkunft gefunden, darf Dich nicht geniren. Ich bin ledig, und habe für Zwei, wenn nicht überflüssig, doch ausreichend, und daß Du ohne Heller und Pfennig heimgekehrt, soll keine Seele erfahren."

„Mensch," sagte Heinrich, „wie habe ich das um Dich verdient, daß Du mich jetzt aufnehmen und füttern willst?"

„Erstlich," versetzte Klettenheim, „waren wir Schulkameraden."

„Ja," sagte Heinrich lachend, „wir haben uns häufig geprügelt."

„Du eigentlich meistens mich, denn ich war stets noch schüchterner als Du, indeß glaube ich nicht, daß diese Prügel mich so anhänglich an Dich gemacht haben. Aber weißt Du, was ich Dir nie vergesse? Sieh', Deine Mutter brachte doch so viel auf, daß sie Dich studiren lassen konnte. Das ging bei mir nicht an. Wenn aber Ihr Studenten von der Universität in die Ferien kamt, so sahen die anderen vom Städtchen, unsere früheren Schulkameraden, mich entweder gar nicht an, oder sie foppten mich, nannten mich Schulfuchs, oder gaben mir andere einfältige Namen, mit welchen rohe Menschen bisweilen junge Lehrer zu benennen pflegen. Du nicht, Heinrich! Du nicht! Du gingst mit mir in den Wald, wie wir früher als kleine Jungen thaten, Du gingst mit mir auf's Feld. Aber Du bist selbst auf der Straße Arm in Arm mit mir gegangen, und wenn wir uns einmal, was freilich selten geschah, beim Schoppen trafen, da setztest Du Dich zu mir, und bliebst nicht bei Deinen Studenten. Heinrich, ich weiß warum!

Du hättest, als Studiosus, mit denen Dich wohl besser unterhalten, aber Dein gutes Herz führte Dich zu mir, Du wolltest den armen Schulmeister nicht kränken, und jetzt, jetzt danke ich Gott, daß Du als ein armer Teufel zurückgekommen — —"

„Hör' auf," rief Heinrich lachend, „Du thust, als ob ich zu jener Zeit ein außerordentlich vornehmer Herr gewesen wäre, der Wunder wie herablassend sich bezeigt hätte. Aber auch ich danke Gott, nicht meiner Armuth halber, sondern aus anderem Grunde.

Die reichen Oheime und Vettern, die aus Amerika zurückkehren und sich anfänglich arm und heruntergekommen stellen, um ihre lieben Angehörigen zu prüfen, sind nicht mehr in der Mode.

Im Leben nicht, in Romanen nicht.

Im Leben aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht, oder nur in äußerst seltenen Fällen, existiren, und meist kommen, wie sie gehen. Ich will das Wie nicht weiter entwickeln.

In Romanen und dergleichen finden sie aber wenig Verwendung mehr, weil sie allzu abgegriffen sind, und der liebe Leser, schon auf zehn Seiten hin, den Millionär wittert hinter der Maske des Lumpen.

Bei mir, nämlich um unlieben Verwechselungen

aus dem Wege zu gehen, bei mir Heinrich Dosel aber findet eine seltene Ausnahme statt, und wegen dieser danke ich Gott.

Ich bin reich, Klettenheim, nach Euren Begriffen hier im Lande sogar sehr reich, und wenn es Dir nicht ganz besonderes Vergnügen macht, Deine einfältigen Jungen zu prügeln, so magst Du dieses Amt nur einem Andern überlassen, denn auch ich habe für Zwei."

„Ich glaub's nicht," sagte Klettenheim; „warum hast Du denn mir geschrieben, Du seiest bettelarm?"

„Weil ich bei Frida als arm erscheinen wollte und mußte, und Deinem guten Herzen oder Deiner Unvorsichtigkeit nicht traute, und jetzt noch muß ich Dich dringend bitten, nur kurze Zeit noch zu schweigen von dem, was ich Dir anvertraute."

Dann zeigte er ihm Gold, über dessen Menge Klettenheim in Erstaunen gerieth, obgleich Heinrich ihn lächelnd in seine mit Wechseln gefüllte Brieftasche blicken ließ und geringschätzig von der baaren Summe sprach.

An die Aechtheit eines Schmuckes, den Heinrich vor ihm ausbreitete, wollte er längere Zeit durchaus nicht glauben.

„Ich habe zwar noch niemals ächte Diamanten in der Nähe gesehen," sagte er, „aber nach

dem, was ich von ihrem Preise in Büchern gelesen habe, müssen diese ja mehrere Tausend Gulden werth sein."

„So etwas dergleichen," versetzte Heinrich lächelnd. Dann aber fügte er gerührt hinzu: „Dein Herz, Du treue Seele, ist mehr werth, als diese und alle anderen Diamanten der ganzen Welt."

Hierauf erzählte er ihm seine Erlebnisse in Amerika, welche wir zum größten Theil bereits kennen, und deren Schluß wir nur noch zu besprechen haben.

Heinrich kam nicht mehr in das nördliche Chile, und Pereira, welcher ihm bald nach Valdivia nachfolgte, wies mit Abscheu den Gedanken an die Ausführung der früher beabsichtigten Expedition von sich.

Dagegen beschäftigte er sich ernsthaft mit der Ausführung seines Vorsatzes, nach Spanien zurückzukehren, wandelte seine liegende Habe in baares Geld oder Geldeswerth um, trieb ausstehende Gelder ein, und war mit diesen Geschäften so ziemlich im Reinen, als das, was er befürchtet hatte, jetzt in der That eintraf, und die Parthei der Spanier und jene der Patrioten sich offen zu bekriegen begannen.

Und jetzt, nachdem seiner Abreise nichts mehr

im Wege stand, denn sowohl spanische als englische Schiffe lagen häufiger als sonst in den chilenischen Häfen, begann er zu zaudern, ja selbst unschlüssig zu werden.

Er fühlte, daß Spanien nur das Land war, in welchem er das Licht der Welt erblickt hatte, daß aber Chile sein Vaterland geworden war, dem er sein Glück verdankte, dessen Gewohnheiten und Gebräuche die seinigen geworden, und in welchem er Freunde besaß, während seine Verwandten in Spanien ihm fremd waren.

Der Kampf, welchen er mit sich selbst bestand, warf ihn endlich auf das Krankenlager, und die Vorwürfe, welche er sich, trotz Heinrich's Trostgründen, unaufhörlich machte, die Schuld zu tragen an dem unglücklichen Ende von Luz und an Marquita's Entschluß, in ein Kloster zu gehen, verschlimmerten beträchtlich seinen Zustand, und er erlag endlich, trotz Heinrich's sorgfältigster Pflege.

Daß dieser, der sein alleiniger Erbe geworden war, so bald als möglich Chile verließ, läßt sich denken. Er segelte auf einem englischen Schiffe nach Buenos Ayres, und gelangte von dort mit einem deutschen Kauffahrer nach Europa. Vielleicht waren die eifrigen Gebete der guten alten

Dolores, welche seine erste Wohlthäterin im fremden Lande geworden war und welche er reichlich beschenkte, als er Abschied von ihr nahm, daran schuld, daß er ohne den mindesten Unfall die Heimath erreichte.

Nachdem nun Heinrich seine Erzählung beendet, theilte er Klettenheim einige Verhaltungsmaßregeln mit, wobei er ihm vorzugsweise einschärfte, bezüglich seines Reichthums gegen Jedermann zu schweigen, und verließ noch an demselben Tage die Stadt. —

„Wenn Sie, lieber junger Herr College, einmal meiner in irgend einer Angelegenheit bedürfen, so wenden Sie sich ungescheut an mich, — auch in Sachen, welche Sie allein betreffen," hatte Quästorius, am Tage nach seiner Hochzeit, zu Heinrich gesagt, und dieser nahm jetzt keinen Anstand, dies zu thun, betraf die Angelegenheit, in welcher er den Rechtsgelehrten zu Rathe ziehen wollte, eben auch nicht gerade ihn allein.

Er war nach der mehrmals erwähnten großen Handelsstadt gereist, und hatte sogleich am Morgen nach seiner Ankunft eine längere Unterredung mit Quästorius, und am Schluß derselben sagte dieser:

„Ich werde vorbereiten, und heute Abend schon

hoffe ich Ihnen bestimmtere Vorschläge und ausführlichere Pläne vorlegen zu können. Ist es aber gleich nicht eben durchaus nöthig, so wäre es mir denn doch außerordentlich angenehm, wenn ich Sie mit dem jungen Manne bekannt machen könnte, dem bereits der größte Theil der bewußten Erbschaft zugefallen ist. Ihr auf Reisen geschärfter Blick und Ihre Rechtlichkeit auf der andern Seite können, da Sie selbst noch Betheiligter sind, vielleicht später von großem Nutzen für mich sein. Ich meine, daß es von Gewicht sein dürfte, wenn eben Sie unangenehmen Gerüchten widersprechen würden, welche vielleicht — ich sage vielleicht — müssige Köpfe einmal in Umlauf bringen dürften."

„Könnte es nicht störend einwirken, wenn mein Name hier bekannt werden sollte?" entgegnete Heinrich.

Quästorius verneigte sich, verbindlich und zustimmend lächelnd.

„Sie haben recht," sagte er, „die Familie Dosel ist jetzt nicht mehr so zahlreich vertreten in unserer Stadt, wie das zu einer gewissen Zeit einmal der Fall war. Ein halbes Dutzend Dosel mehr oder weniger war dazumal von wenig Belang. Ich werde Sie mithin unter einem an-

dern Namen einführen, denn ich rechne darauf, daß Sie mir heute Abend das Vergnügen gönnen und im Kreise einiger Freunde den Thee bei mir nehmen."

„Schön," versetzte Heinrich, „und sind Sie im Stande, mir dann noch nach Ihrer Abendgesellschaft genügende Vorlagen zu machen, so würde ich ebenfalls Ihnen meine directen Wünsche und Ansichten bezüglich meiner Ansprüche auf die Erbschaft mittheilen können. Aber was ist es mit diesem jungen Manne, der die größten Ansprüche auf die Erbschaft hat? Sie haben mich neugierig gemacht, ihn kennen zu lernen."

„Ich bitte, um Gottes willen nicht zu laut," sagte Quästorius, ängstlich flüsternd, „die Wände haben Ohren, und selbst in meinem eigenen Hause halte ich mich kaum für sicher."

Dann hielt er einige Augenblicke inne, und fuhr dann fort:

„Wenn es einen Zufall gäbe, würde ich sagen, der interessante junge Mann sei zufällig in mein Haus gekommen. Aber da es keinen Zufall giebt, so sage ich, die Vorsehung hat mir ihn zugesendet, Gott selbst, der meine Hand zum Werkzeug auserkor, theilweise wenigstens gut zu ma-

chen, was die Bosheit der Menschen an dem Unglücklichen verbrach."

Quästorius seufzte tief auf, und Heinrich sagte:

„Was Teufel hat man denn mit ihm angefangen? Ich begreife immer noch nicht recht!"

Quästorius lächelte schmerzlich.

„Wie wäre es, wenn ein Sprößling reicher, oder sagen wir lieber angesehener, hochgestellter Eltern gewissen Anverwandten ein Dorn im Auge gewesen wäre, wenn man ihn unschädlich zu machen gesucht hätte durch die abscheulichsten Mittel, wenn man denselben in die Hände gemeiner, fast verworfener Menschen gegeben hätte, um ihn allmälig verschwinden zu lassen?"

Quästorius hatte, wie es schien, ganz vergessen, daß die Wände Ohren haben, denn er steigerte allmälig seine Stimme so, daß er die letzten Worte fast schreiend sprach, dann aber fuhr er gemäßigter fort:

„Ich habe dafür keine Beweise, das heißt was wir Juristen Beweise nennen, und ich danke Gott, daß mir diese mangeln, indem meine Pflicht mir geboten hätte, Gebrauch von denselben zu machen, zum größten Unglück des Armen wahrscheinlich.

Aber er ist in mein Haus gekommen unter dem Namen Dosel, als der Sohn armer Eltern, als ein armer Leinweber, es ist zum Lachen — ich nahm an, daß Alles das so sei, ich prüfte die Ansprüche seiner verstorbenen Eltern, respective die seinen, und fand, daß der überwiegende Theil der Erbschaft ihm gebührt. Er ist bereits im Besitz desselben, und jetzt wird Niemand Hand an ihn legen, denn einen Dosel verfolgt man nicht, er steht als solcher Niemandem im Wege, und man läßt ihn ruhig in dem Besitze, welchen ich ihm erworben."

„Ich fange jetzt an zu begreifen," sagte Heinrich, „und sagen Sie, lieber Quästorius, ist der junge Mann intelligent?"

„Ungeheuer," rief der Rechtsgelehrte, „außerordentlich, aber — nur zu Zeiten, die Folgen der früheren schlimmen Behandlung machen sich immer noch geltend, er wird bisweilen ganz tiefsinnig, und daher hat die Regierung mich zu seinem Vormund bestellt, und ich selbst habe mir die schwere Pflicht auferlegt, ihn bei mir zu behalten, bis er der Welt wiedergegeben werden kann!"

Es kam Heinrich vor, als begriffe er jetzt abermals um einen guten Theil besser, er äußerte sich indessen nicht weiter, sondern nahm Abschied

von Quästorius, und versprach, sich am Abend zum Thee einzufinden.

Als er des Abends in den Salon des Rechtsgelehrten trat, fand er die aus etwa zwölf Personen bestehende Gesellschaft bereits vollständig versammelt, und auch unsern alten Bekannten, den Mündel des Herrn Quästorius, Johann Dosel, hatte man bereits an den Theetisch geschafft.

Er war wohlbeleibter geworden als früher, war fein und streng nach der Mode gekleidet, glatt rasirt, und sein Haupthaar zierlich in zeitgemäße Locken gelegt.

Heinrich vorgestellt, brachte er eine ziemlich anständige Verbeugung zu Stande, und schien auch anfänglich auf dem Armstuhle, auf welchem er Platz genommen hatte, sich ganz erträglich zu bewegen, indem er bald rechts, bald links sich nach den eben sprechenden Personen wendete.

Später aber, und als er sich weniger beachtet sah, kam die Spitze seiner Zunge zwischen den Lippen zum Vorschein, der Unterkiefer schob sich bedrohlich hervor, und sein Haupt senkte sich auf den zierlich gefältelten Jabot.

Er nahm hierauf einige Tassen Thee, den eine alte Dame eingoß, welche die Honneurs des Hauses machte, während der Hausherr mit eige-

ner Hand die Zuthat an Rum für seinen Schützling besorgte, und als er dann bedenklich zu gähnen begann, sagte die alte Dame:

„Ich glaube, unser guter Johannes ist heute ein wenig angegriffen.“

Auf diese Worte hin erhob sich Johannes, verbeugte sich, und schritt schweigend auf die Thür zu, welche sich öffnete, ehe er sie noch erreicht hatte, und einen Diener erblicken ließ, der „unsern guten Johannes“ unter den Arm faßte und hinwegführte.

Gesprochen hatte er keine Silbe, und die ganze Schaustellung hatte überhaupt kaum eine halbe Stunde gedauert.

Was die übrigen Anwesenden betraf, welche fast durchgängig aus älteren Herren bestanden, so schienen alle Freunde des Hausherrn und an die Erscheinung und die Eigenheiten Johannes’ hinlänglich gewöhnt zu sein, und es sprach Niemand eine Silbe von demselben, als er sich entfernt hatte, nur Quästorius fragte flüsternd Heinrich:

„Ist Ihnen jetzt das Verhältniß klar?“

„Vollkommen,“ erwiederte dieser, ohne eine Miene zu verziehen.

Und es war das auch wirklich der Fall, denn

obgleich von Klettenheim eigentlich nur fragmentarisch in der Erbschaftsfrage unterrichtet, war ihm dennoch klar, daß Quästorius alle Fäden derselben in der Hand hielt, daß er in der That bedeutende Summen von Spanien ausgehändigt erhalten haben mußte, und durch die unbedingten Vollmachten, welche er von fast allen Erbinteressenten zu erwerben wußte, zugleich sich freie Hand in der Vertheilung derselben verschafft hatte.

Eben so wußte er, daß Frida und die Thurneisen sich getrennt hatten, in gegenseitiger arger Feindschaft lebten, und gleichzeitig mit Quästorius, unter schlimmen Reden und Vorwürfen, vollständig auseinander gekommen waren.

Er sah deshalb höchst beruhigt der Besprechung mit dem Rechtsgelehrten entgegen, welche sogleich nach Entfernung der Gäste begann, und mit welcher wir den Leser verschonen und nur deren Schluß anführen wollen.

„Es scheint also, verehrter Herr Dosel," sagte nach längeren Verhandlungen Quästorius, „es scheint also kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß eine gewisse Summe aus der Erbschaftsmasse auf Ihren Antheil fallen dürfte."

Heinrich dachte sich, daß aller Wahrscheinlich-

keit nach drei Fälle den Rechtsgelehrten zu diesem Zugeständniß bewogen haben könnten.

Erstlich: Er suchte von Heinrich auf gleiche Weise wie von den übrigen Betheiligten Geld zu erpressen. Das war indessen, nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge, der Fall mit der geringsten Wahrscheinlichkeit.

Zweitens, mit etwas größerer: Er hatte im Sinn, Frida und die Thurneisen empfindlich zu ärgern dadurch, daß er Heinrich einen Antheil an der Erbschaft zuwendete. Wie und warum, wird uns bald begreiflich werden.

Drittens endlich, mit der meisten Wahrscheinlichkeit: Er suchte Heinrich's Stillschweigen zu erkaufen, da er ihn für verständig genug hielt, den Zweck seiner vormundschaftlichen Bemühungen zu durchschauen.

Heinrich verbeugte sich daher mit verbindlichem Lächeln gegen Quästorius, indem er sagte:

„Im Fall Sie, verehrter Herr, sicher und rasch die Angelegenheit beendigen würden, welche ich in Ihre Hände gegeben habe, würde ich gern auf allen und jeden Antheil zu Gunsten Ihres Mündels verzichten.“

„Edler, menschenfreundlicher und höchst verständiger junger Mann,“ rief Quästorius gerührt,

„Gott wird Ihnen diese That der Barmherzigkeit lohnen. Was mich betrifft,“ setzte er mit Betonung hinzu, „so verlassen Sie sich auf mich!“

Er hielt Wort.

Denn nachdem Heinrich unter fremdem Namen still und eingezogen verhältnißmäßig kurze Zeit in der großen Handelsstadt zugebracht hatte, erhielt er eines Morgens ein Packet Schriften von Quästorius.

Obenauf lag die Scheidungsurkunde von Frida, und von dieser bereits unterzeichnet.

„Endlich!“ rief er tief aufseufzend aus, „endlich!“ und er mußte fast lächeln, indem er sich erinnerte, daß er an seinem Hochzeitstage dasselbe Wort ausgerufen hatte.

Was Frida betrifft, so verfiel sie, als sie von Heinrich's bisher sorgfältig geheim gehaltenem Reichthum Kunde erhielt, in ein hitziges Fieber, welches die Thurneisen mit so aufrichtiger Herzensfreude erfüllte, daß sie es Heinrich fast verzieh, ein reicher Mann geworden zu sein.

Johannes betreffend, so blieb derselbe stets ein wenig blödsinnig, und der menschenfreundliche Quästorius ward der Last nicht überhoben, sein Vermögen zu verwalten, und sowohl dieser auf-

opfernde Edelmuth, wie auch sein stets sich vermehrendes Vermögen, erwarb ihm die Liebe und Achtung aller seiner Mitbürger.

Heinrich endlich, den eine Erbschaft reich gemacht hatte, ohne daß er einen Pfennig von derselben erhalten, und eine Frau glücklich, welche ihn in die Hände der Seelenverkäufer gegeben, tröstete sich am Busen des ehrlichen Klettenheim über den Verlust Frida's.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.







